Herr Stephan Mirbel.

Eine Erzählung

für die reifere Jugend und ihre Freunde

von

Dr. G. H. von Schubert,

Geheimrath in München.

Aus der zweiten Auflage der „Erzählungen III. Band" besonders abgedruckt.

Erlangen, 1856.

Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

(Adolph Enke.)

In der Nähe eines berühmten, vielbesuchten Badeortes in Böhmen, bei einem kleinen Dorfe, wohnte noch vor etwa vierzig Jahren ein Gutsbesitzer, der bei allen Bewohnern der Gegend in ganz besonderer Achtung stand. Denn dieser Herr Mirbel (so hieß der Mann) galt nicht nur weit und breit im Lande als der geschickteste und erfahrenste Landwirth, sondern war zugleich in der Arzneikunde so wie in den mannichfaltigsten Angelegenheiten des Hauses und der ganzen Landschaft, als Freund und Helfer, durch Rath und That bekannt.

In seinen jüngeren Jahren, dies wußte man aus seinem eigenen Munde, war Herr Mirbel Regimentsarzt bei einem ungarischen Infanterie-Regimente gewesen, und bei festlichen Gelegenheiten pflegte er noch immer gern in einer Art von Uniform, mit dem Degen an der Seite, auf altmodische Weise frisirt und gepudert, einher zu gehen. Auch war er dann, wenn er die Uniform anhatte, am meisten aufgelegt, von seinem vormaligen Soldatenleben, von seinen Abenteuern, die er unter den Serbiern und Wallachen bestanden, zu erzählen, wobei ihm Jedermann gern Tage lang zugehört hätte. Zu anderer Zeit aber war er kein Mann von vielen Worten, sondern im Gegentheile gar schweigsam, und es hatte noch keiner seiner Nachbarn es von ihm erfahren können, ob Herr Mirbel von Geburt ein Ungar oder Siebenbürge sei,

oder ob er aus Bayern, aus Schlesien, aus Mähren abstamme; nur so viel wußte man, daß er kein geborener Böhme sei, obgleich er schon gar lang im Lande wohnte.

Auch wie alt der Mann wäre, wußte Keiner von den Nachbarn zu sagen. Nur darin stimmten Alle überein, daß Herr Mirbel sehr alt sein müsse, denn schon die Väter und Mütter im benachbarten Dorfe erinnerten sich, daß sie ihn in ihrer Jugend als einen alten Mann mit grauen Haaren gekannt hatten, ja die Großväter und Großmütter erzählten, daß, als Herr Mirbel zur Zeit ihrer Jugend hierher zog, er, allem Anscheine nach, schon ein Mann von mehr als mittleren Jahren gewesen sei.

In seinem täglichen Leben merkte man ihm übrigens nur wenig von der Schwäche des Alters an. Er ging noch immer aufrecht, wie ein alter Soldat, trieb in seinem großen, schönen Garten, mit eigener Hand, die Gärtnerei; besuchte öfters zu Fuß die Waldung, die zu seinem Gute gehörte, die aber ziemlich weit von seiner Wohnung ab, auf dem Gebirge lag, zeichnete dort selber die Stämme an, die in nächster Zeit sollten gefällt werden, war, wenn seine Aufsicht und Anordnung etwa förderlich schien, bald bei den Arbeitern in seinem Steinbruche, bald bei denen auf den Feldern, auf den Wiesen oder in seiner Glashütte.

Im Grunde genommen konnte man nicht begreifen, zu welchem Zwecke der alte Mann sich all' diese Last auflegte. Er hatte Leute genug, die gern Alles für ihn gethan hätten; vor Allen einen Pflegesohn, den er als verlassenen Waisenknaben von der Straße in sein Haus aufgenommen und da wie ein eigenes Kind versorgt und erzogen hatte. Dieser Pflegesohn, den sich der alte Herr

seit längerer Zeit hatte adoptiren lassen, hieß Peter Mirbel, war schon ein Mann von mittleren Jahren, und hatte sich nach seiner Neigung, die der Vater billigte, ein wackeres Landmädchen zur Frau gewählt, welche ihm schon sechs Kinder gebar. Ein Theil des ansehnlichen Vermögens, welches der Alte besaß, war diesem angenommenen Sohne, dies wußte man, gerichtlich verschrieben worden, einen anderen Theil behielt sich der Pflegevater, man errieth nicht zu welchem Zwecke, zu seiner künftigen Verfügung vor.

Die glückliche und gesegnete Hand, welche der alte Herr Mirbel hatte, war in der ganzen Gegend wie zum Sprüchwort geworden. Alles, was der Mann ergriff und vornahm, das ging gut von statten und hatte den besten Erfolg; auch sein guter Rath und seine Belehrungen, die er Anderen ertheilte, waren wie ein Orakel geehrt und geachtet, und wer dieselben treulich befolgte, der fand sich gewiß wohl berathen. Bei solcher Gelegenheit ließ sich der hochbetagte Mann keine Mühe verdrießen: er ging zu den Leuten, die irgend ein Werk nach seinem Rathe angriffen, hin, sah, wenn es ihm nöthig schien, vom Morgen bis zum Abende ihren Arbeiten zu, ordnete an, was ihm das Beste dünkte, und wenn dann Alles nach Wunsch ging, dann freute er sich fast mehr, als wenn es seine eigene Sache betroffen hätte.

So verdankte ihm die ganze Umgegend ein gewisses Wohlbefinden, das ihr Jeder, der auch nur auf kurze Zeit, als besuchender Gast, dahin kam, anmerken konnte. Die Häuser des Dorfes, das abwärts von Mirbel's Gute, unten im Thale lag, waren so stattlich und sauber gebaut, die Gärten und Felder so musterhaft bestellt, die Leute lebten so friedlich und vergnügt beisammen, daß man diese

Gemeinde allen anderen, zu dem Kreise gehörigen, als Muster vorstellen konnte; auch in allen gemeinnützigen Anstalten, namentlich in denen der Schule und Kirche, der Pflege der Armen und Kranken, Verbesserung der Straßen und ähnlichen Dingen ging jene Gemeinde den anderen mit gutem Beispiele voran; es gab weder Bettler noch solche Verlassene im Dorfe, die sich am Abende hätten hungernd zu Bette legen müssen.

Wie in solchen guten Eigenschaften diese einzelne Gemeinde anderen Gemeinden als Muster dastand, so hatte sie selber beständig ein Muster und Beispiel vor Augen, das unvermerkt alle Anderen zur Nachahmung weckte. Der felsige Hügel, auf welchem Mirbel's großes, schönes Haus zwischen seinen Obstgärten da lag, war, als der Alte diesen Platz ankaufte, ein wüstes Stück Landes gewesen, auf welchem nur hin und wieder ein Gebüsche von Schlehendornen und dazwischen etwa ein Holzbirnenbaum wuchs. Die Schweine, welche man dort hütete, hatten den Boden durchwühlt; so schön die Aussicht von oben erschien, hatte der Ort dennoch für keinen Vorübergehenden etwas Anziehendes; die Hirten des unreinen Viehes waren die einzigen Menschen, welche man dort zwischen den herumgestreuten Felsenblöcken und Dornenbüschen wandeln sah.

Als Herr Mirbel das schlechte Grundstück, verhältnißmäßig ziemlich theuer, von der damals sehr armen und von einer theueren Zeit gedrückten Gemeinde kaufte, da gab es Viele, die den vermeintlich so unerfahrenen Fremdling auslachten und verspotteten. „Der Mann will wohl," sagten die benachbarten Stadtleute, „einen Handel mit Schlehen und Holzbirnen anlegen, oder meint sonst eine andere Kunst zu verstehen, um aus den Steinen Brod zu machen." Herr Mirbel ließ sich das Urtheil der Leute

über sein Thun und Treiben nicht anfechten; oben auf dem Hügel, an einer Stelle, die sich leichter von den Granitblöcken reinigen ließ, baute er sich vorerst nur ein kleines Haus, das noch vor Eintritt des Winters vollendet und von ihm bezogen wurde, und schon im nächsten Frühling begann er eben so rüstig als verständig das Werk der Urbarmachung seines von Natur gar nicht unbegünstigten Grundes und Bodens.

Damals, als Mirbel seinen Einzug in den neuen Wohnsitz hielt, fanden sich in seiner Gesellschaft ein alter, abgedankter Soldat, der weder böhmisch noch deutsch, sondern nur ungarisch sprach, und eine alte Mutter, welche dem Hauswesen wie der Küche vorstand. Zu diesen beiden gesellten sich bald hernach noch andere Gehilfen und Gehilfinnen, welche Mirbel, der hierbei immer eine ganz besonders glückliche Wahl traf, aus dem Volke der Umgegend in seine Dienste nahm. Jeder dieser Leute bezeugte sich bald so zufrieden mit seinem Dienste, daß fast Keiner ihn eher verließ, bis er selber einen eigenen kleinen Hausstand antreten konnte; es war eine Freude, den Leuten bei ihren Arbeiten zuzusehen, man mußte es ihnen anmerken, wie gern und willig sie Alles thaten, wozu der Wille ihres Herrn, gleich wie eine Bienenkönigin ihre Bienen, sie anleitete. Bei solchem gemeinsamen Trieb und Eifer konnte es freilich an gutem Fortgange des Unternehmens nicht fehlen; nach wenig Jahren waren die Felsenstücke, die auf dem Hügel lagen, gesprengt und hinweggeräumt; der Sumpf, der am südlichen Abhange sich ausbreitete, war ausgetrocknet, und das Wasser, das ihm seine Nahrung gegeben hatte, zum gemauerten Brunnen gefaßt worden, dessen Abfluß in wohlangelegten Gräben, nach Nothdurft zur Bewässerung

der Gärten und Felder dienen konnte. Bald sah man einen Theil des Hügels mit jungen Obstbäumen, einen anderen mit einträglichen Feldern geziert; dort prangte ein Gewände mit bläulich blühendem Flachse, hier grünte ein Feld mit Kartoffeln, anderwärts webte und wogte der Wind in den hohen Halmen des Getreides. Nachdem auf solche Weise erst der Wohlstand eines Hauses begründet war, sah man denn auch das große, stattliche Haus selber, schöner als alle andere Wohnungen der Nachbarn, sich erheben. Herr Mirbel war nach wenig Jahren ein ansehnlicher Landwirth geworden, der durch mehrere glückliche Unternehmungen zu so gutem Vermögen gelangte, daß er im Stande war, die nachbarlichen Besitzungen anzukaufen, welche eine in Prag lebende adliche Familie, der sie als Erbtheil zufielen, zum Verkaufe ausbot.

So auffallend und ungewöhnlich dieses große äußere Glück des Mannes war, gab es doch Wenige oder Keine, welche ihn darum beneideten. Mirbel, bei seinen anderen großen Gaben, besaß dabei die größte von allen: die Gabe, sich die Liebe und Gunst der Menschenherzen zu erwerben und selbst Die mit sich auszusöhnen, welche ihm von Anfang her Feinde waren. Wie er gegen seine Dienstleute und Tagwerker ein guter, freundlicher Herr war, der jeden reichlich lohnte und auf sein Bestes sah, Jedem auch bei Gelegenheit so gern Freude machte, so war er es auch außer dem Hause gegen Jedermann, gegen Alt und Jung. Die Kinder bemerkten diese Eigenschaft des guten Herrn zuerst und benutzten sie gar oft, wenn sie sich in seinem Hause oder Garten mit Obst und Brod bewirthen und dabei mit mancherlei kleinen Gaben beschenken ließen, die Herr Mirbel am Jahrmarkte eingekauft hatte.

Aber auch die Alten merkten bald, welcher Freund in der Noth dieser Fremde sei; sie hatten dieses, namentlich in jener theueren Zeit, erkannt, welche bei Mirbel's Ankunft das Land drückte, und auch später fanden, vor Allen die Aermeren unter ihnen, wenn sie selber, oder Eines der Ihrigen erkrankt waren, an ihm einen hülfreichen, glücklichen Arzt; bei anderer Gelegenheit half er mit Darlehen und fortwährender Unterstützung aus. Am schnellsten war er mit einer Hülfe der letzteren Art da bei der Hand, wo es galt, dem redlichen Fleiße unter die Arme zu greifen, junge Anfänger so zu stellen, daß sie nun ohne fremde Hilfe ihr Brod finden konnten, und einem tüchtigen, jugendlichen Talent die Mittel zu seiner günstigsten Entwickelung darzubieten. Auf solche Art hatte Herr Mirbel der Gemeinde seines Dorfes mehrere seiner besten, geschicktesten Handwerker und Landbauer gegeben; auch der junge Geistliche, der jetzt der Kirche des Ortes vorstand, so wie der treffliche Schullehrer, verdankten beide ihre gesegnete Stellung dem edlen Greise, der schon in ihrer Kindheit das Talent, das in ihnen war, erkannt und ihnen mit väterlicher Milde die Unterstützung gewährt hatte, die sie, bei ihrer Armuth, auf Schulen bedurft hatten. Freilich fehlte es nicht an Fällen, in denen die Wohlthätigkeit des Alten von Unwürdigen gemißbraucht wurde; wenn jedoch dieses im Ganzen ihm seltener widerfuhr als vielen Anderen, so möchten wir dies dem Scharfblicke der Menschenkenntniß zuschreiben, welche ihm eigen war. Denn so wenig Herr Mirbel die Gaben seiner freigebigen Hand abwog, hütete er sich doch sehr, der Faulheit oder dem bettelnden Laster durch unzeitige Milde das zu geben, was sein Verderben nur beschleunigen mußte.

All' dieser Ausfluß guter Thaten, der ringsumher von dem Mirbel'schen Hause über die Nachbarschaft ausging, hätte nicht sein können, wäre nicht ein unversiegbar reicher Quell vorhanden gewesen, der den Strom ernährte. Dieser Quell fand sich in dem Hause selber und in dem Herzen seiner Bewohner; es war die ungeheuchelte Gottesfurcht, der kindlich feste Christenglaube, der in dem Alten wohnte und den dieser auf das Gemüth seiner Pflegekinder und seiner meisten Hausgenossen fortgepflanzt hatte. Ihm war dieser Glaube eine Gotteskraft; als eine solche Kraft, welche Neues schafft, und welche Leben, Friede und Freude gibt, hatte er ihn an sich selber erfahren; als eine Gotteskraft erprobte sich jener Glaube auch an Anderen, die in längerem Umgange mit dem frommen Greise lebten. Denn dieser Umgang war nicht allein ein Umgang des einen Menschen mit einem anderen, sondern er führte zu einem gemeinsamen Umgange mit Gott. Die Früchte davon waren, wie wir vorhin sahen, nicht nur außer dem Hause des alten Herrn Mirbel, sondern zunächst in demselben merklich; Alle, welche Sinn dafür hatten, empfanden den stillen, heiteren Gottesfrieden, der da herrschte; Viele sagten: „wenn ich in diesem Hause bin, ist mir's, als sei ich in der Kirche."

Unter den sechs Kindern des Pflegesohnes war keines, in dem sich nicht von frühe an eine große Empfänglichkeit für die gute, christliche Zucht und Pflege gefunden hätte, welche die Eltern, so wie vor Allen der ehrwürdige Hausvater, ihnen angedeihen ließen. Im vorzüglichen Maaße konnte man dieses an den beiden Töchtern erkennen, davon die älteste sechszehn Jahre, die andere um ein Jahr jünger war.

Der Alte, der sonst niemals, so lange seine Haus-

genossen ihn kannten, krank gewesen war, hatte sich vor einiger Zeit durch eine starke Erkältung ein Fieber zugezogen, das ihn mehrere Wochen lang am Lager hielt. Nach der frommen Anordnung seiner Kirche hatte er bei dieser Gelegenheit vor den Augen Gottes, und vor den Ohren des Beichtvaters, das Buch seines ganzen, vergangenen Lebens aufgethan, und seinen letzten Willen, so wie dieser schon längst schriftlich aufgesetzt war, noch einmal mündlich gegen den vertrauten Freund ausgesprochen. Der Greis sollte aber den Seinen noch länger erhalten werden; er genas wieder und schien seitdem heiterer und fröhlicher als jemals.

Es war jetzt wieder die Mitte des Sommers gekommen; jene Zeit des Jahres, in welcher der benachbarte Badeort von den meisten Kurgästen, aus den verschiedensten Ländern, besucht wird. Schon in den früheren Jahren hatte der alte Mirbel mit besonderer Aufmerksamkeit die Badelisten gelesen, in denen die Namen der Kurgäste, nach der Zeit ihrer Ankunft, eingereiht und abgedruckt werden. Man wußte auch, daß er öfters bei Gästen aus Ungarn und anderen Gegenden zugesprochen und da Erkundigungen über allerhand Verhältnisse ihres Landes, so wie einzelner Familien, eingezogen hatte. Auch in diesem Jahre wurde ihm jedes neu erscheinende Blatt der Liste gebracht, und aufmerksam von ihm gelesen. Eines Nachmittags, als dieses abermals geschehen war, bemerkte man an dem Greise eine ganz besondere Gemüthsbewegung. Die Hand zitterte ihm, als er das Blatt auf den Tisch legte und sogleich es wieder aufnahm, um es, als ob er seinen Augen nicht traute, noch einmal und bald darauf zum dritten Male zu lesen. Er nahm seinen Hut und Stock, und ging hinab in's Dorf,

zur Wohnung des jungen Geistlichen, der sein Vertrauen im hohen Grade besaß, und dieses durch Frömmigkeit der Gesinnung, so wie Reinheit des Wandels, verdiente. Der würdige, junge Mann, der den Greis, seinen Wohlthäter, wie einen Vater liebte und ehrte, erkannte sogleich, daß diesem etwas ganz Besonderes begegnet sein müsse; Vater Mirbel athmete so schnell, als habe er über Kräfte sich angestrengt; er konnte lange nicht sprechen; beide setzten sich neben einander und der junge Pfarrer hielt die zitternde Hand des Alten in der seinen, als wollte er ihr durch sein Festhalten die verlorene Ruhe wiedergeben.

„Sie wissen," so nahm nach einiger Zeit Herr Mirbel das Wort, „die ganze Geschichte meines Lebens; Sie kennen auch den Inhalt meines letzten Willens. Der Sohn des Mannes, der einst mein bitterer Feind war, mein jüngerer Verwandter aus P., den ich zum Erben eines großen Theiles meines Vermögens bestimmt habe, ist jetzt im benachbarten Badeorte als Kurgast angekommen. Ich kann mich in dieser Vermuthung nicht irren: Name und Vorname, Stand und Wohnort, Alles trifft zusammen. Was durch Ihre und der anderen Exekutoren meines Testamentes Vermittelung erst nach meinem Tode geschehen sollte, das kann nun noch bei meinen Lebzeiten und zwar bald geschehen. Ich werde mich hoffentlich mit eigenen Augen überzeugen, daß der gute Ruf, den ich von meines Großvaters Urenkel vernahm, ein wohlbegründeter sei, und mich freuen, daß dieser letzte Zweig meiner Familie so gute Früchte verspricht."

„Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit Alles aussprechen, was mich namentlich heute mehr als jemals bewegt. Mein Pflegesohn, so wie seine Frau und Kinder,

haben mich so manches Jahr mit kindlicher Liebe gepflegt und geehrt; sie haben Freud' und Leid mit mir getragen, haben mit mir gearbeitet und gesorgt; einen großen Theil Dessen, was ich besitze, danke ich ihrem treuen Fleiße. Dazu kommt, daß ich diese Leute durch täglichen, langen Umgang so lieb gewonnen habe, wie eigene Kinder, während mein Verwandter, weil ich ihn niemals sah, noch nicht meinem Herzen, sondern nur, wie ein Name, meinem Gedächtnisse und meinem auf Billigkeit sinnenden Verstande eingeschrieben ist. Ich läugne es Ihnen nicht: der Gedanke, daß ich diesen treuen, lieben Hausgenossen und ihren 6 Kindern Das, was mein Herz ihnen so gern gönnen möchte, entziehen und es einem, meinem Angesichte noch Fremden geben soll, bloß deßhalb, weil mir mein Verstand sagt, daß dieses von Rechts wegen sich gezieme, fällt mir schwer auf's Herz, und wüßte ich nicht, daß mein Verwandter in sehr bedürftiger Lage und dabei brav und tüchtig ist, da könnte es geschehen, daß meine heutige Gemüthsbewegung alle schriftlichen und mündlichen Anordnungen meines letzten Willens wieder umstieße oder doch bedeutend veränderte."

Der junge Geistliche hatte seinen alten Wohlthäter niemals so lebhaft aufgeregt gesehen, niemals so gesprächig gefunden. Er bat ihn, er möge sich beruhigen und, ehe er irgend einen weiteren Schritt thäte, erst noch die persönliche Bekanntschaft seines Verwandten mache.

„Ich bedarf keiner solchen Ruhezeit," erwiderte Herr Mirbel, „um zu der Ausführung des Entschlusses zu kommen, der schon längst in meinem Inneren reif ist. Es mag bei meinen Anordnungen bleiben; ich habe sie oft mit Gott überlegt und nicht ohne Ihn aufgesetzt. Eines aber fühle ich mich zu thun gedrungen: ich will Das, was

ich erst nach meinem Tode, in dem schriftlichen Nachlasse an meinen Pflegesohn auszuführen gesonnen war, dem mündlichen Gespräche anvertrauen; ich will, so wie ich es neulich gegen Sie gethan, auch für meine lieben Kinder den Schleier aufheben, der ihnen bisher noch auf der Geschichte meines Lebens lag; sie sollen Alles erfahren, was ich gelitten und gethan habe: meine ganze Schuld, so wie die Art der Rückkehr von meinen schweren Verirrungen. Diese trauliche Mittheilung wird für den Grund meiner letzten Anordnungen, so wie für die Lauterkeit der Gesinnungen meiner lieben Pflegekinder, den besten Prüfstein abgeben. Ja, mein Freund, noch heute, wo ich ohnehin den Tag meiner Geburt, so wie jenen meiner Wiedergeburt feiere, soll mein offenes Geständniß auch zu den Ohren und Herzen meiner Kinder gelangen, und Sie sollen mir und ihnen Zeuge sein."

Die beiden Männer gingen nach dem Hügel hinauf zu Mirbel's Hause. Der Pflegesohn: Mirbel der Jüngere, saß mit seiner Hausfrau außen im Hofe, unter der blühenden Linde. Sie standen ehrfurchtsvoll auf, da sie den Vater mit dem trefflichen Pfarrer kommen sahen; diese aber nöthigten sie zurück zu ihrem Sitze und setzten sich selber zu ihnen.

„Ich weiß, daß Ihr mit dem Essen auf mich gewartet habt," sagte der Alte, „während Eure Kinder ihr Abendbrod schon verzehrt haben. Der geistliche Herr da soll unser Gast sein und ich meine, weil der Abend so schön ist, bleiben wir unter der Linde sitzen, deren Blüthen noch niemals lieblicher geduftet haben als heute. Katharina, Du bringest uns eine Flasche von dem guten, ungarischen Weine, wir wollen einmal recht traulich mit ein=

ander schwatzen, und nach dem Abendessen will ich Euch auch etwas erzählen."

Die einfache Mahlzeit war bald beendigt, man saß noch bei einem Glase Wein beisammen, und der alte Herr Mirbel begann seine Lebensgeschichte:

Es ist ein recht freundliches Zusammentreffen, daß ich gerade noch an diesem Abende dazu komme, Euch, meine lieben Kinder, wie Ihr es schon so lange gewünscht habt, etwas von den Begebenheiten meiner früheren Jahre zu erzählen. Denn gerade heute, am 15. Juli, habe ich mein 88. Lebensjahr vollendet, und an demselben Tage, vor nun 52 Jahren, ist mit mir eine Veränderung vorgegangen, wodurch mein ganzes Wesen und nachmaliges Leben eine ganz neue, andere, und ich darf es sagen, bessere Richtung gewonnen hat. Auch damals, in jener Nacht, wo ich gleichsam zum zweiten Male geboren und jung ward, schien der Vollmond so klar und schön unter die Zweige der Bäume herein, wie er es heute da unter unsere Linde thut. Wer mir damals gesagt hätte, daß ich von jener Stunde an noch 52 Jahre meiner Erdenpilgerschaft zurückzulegen habe, dem würde ich schwerlich geglaubt, auch nicht für diese Aussicht gedankt haben. Denn meine äußere Lebenskraft, wie meine Lust am Leben, waren gebrochen; ich sehnte mich, mit wahrhaft heißem Sehnen, aus den Versuchungen und Gefahren des Lebens hinaus, nach der Ruhe der Ewigkeit. Und wer vor 88 Jahren, als meine liebe, kränkliche Mutter mich als ein armes, schwächliches Kind gebar, das sogleich nach der Geburt, weil man das plötzliche Auslöschen des zarten Flämmleins erwartete, die Nothtaufe empfing, es dieser gesagt hätte, daß dieser Sterbling da ein frisches Alter von 88 Jahren erreichen sollte, den würde

sie wohl mit großen, ungläubigen Augen angeblickt haben.

Die frühesten Erinnerungen, welche ich aus meinen Kinderjahren habe, sind keineswegen von so angenehmer Art, wie sie bei den meisten Menschen zu sein pflegen. Ein gesundes Kind hat einen beständigen Grund und Quell der Fröhlichkeit in sich. Wenn es auch in armer Hütte geboren, nur von Brod und Kartoffeln zur Noth gesättigt ist, springt es doch fröhlich, wie ein junges Reh oder Lamm, auf der grünen Wiese, oder im schattigen Walde umher, und jede Erdbeere oder Brombeere, die es findet; ein Vogelnest, das es im Gebüsche entdeckt, macht es so überglücklich, wie dies kaum in späteren Jahren der größte Schatz thun könnte. Die leichte Bewegung des Blutes, der gedeihliche Fortgang aller inneren Lebensbewegungen in so einem kleinen Körper, thut dem leiblichen Gefühle so wohl, daß die Seele vorherrschend zum Vergnügen gestimmt ist; eine Hand voll Vogelkirschen, oder ein Trunk Milch erweckt im gesunden Kinde einen lieblicheren Sinnenrausch, als in uns Alten der Genuß des besten, feurigsten Weines. Ganz anders ist dies Alles bei einem kranken Kinde. Das leibliche Gefühl ist im frühesten Lebensalter eben so für Schmerzen als für Freuden viel geschärfter, als in späteren Jahren; der Stich einer Nadel thut da weher, als im Mannesalter eine tiefe Wunde vom Schwerte oder von der Kugel des Feindes; wenn es bei uns Alten hie und da im Körper, bald im Kopfe, bald im Unterleibe oder in der Brust stockt, so ist zugleich eine größere Kraft des Lebens und des Willens da, die sich dem Sturme entgegensetzt und diesen bezwingt, während die Seele des Kindes dem widrigen Gefühle unterliegt.

Ich meines Theiles bin ein solches bedauernswürdiges Kind gewesen. Bei mir kam es in vielen Jahren nicht zu dem fröhlichen Herumspringen auf grünen Wiesen oder im Garten, ja kaum zum rechten Genusse der frischen, freien Luft. Statt der Kirschen oder der anderen guten Früchte, die mir vom Arzte verboten waren, überfüllte man mich mit Arzneien, die mir ein großes Unbehagen erregten; gab mir allerhand Brühen und Theesorten nebst Molken, welche mir alles Genießen von Speisen und Getränken zum Eckel machten. Ich lernte erst nach dem dritten Jahre das Gehen, und auch dann wurde ich noch öfters, in Betten gehüllt, umhergetragen; mein ganzer Körper, vor Allem der Kopf, war fast immer mit Schwären bedeckt, die mich sehr schmerzten und mich zu einem kleinen Abbilde des armen Lazarus machten.

Mein Vater, der von Geburt ein Ungar war, wohnte damals, als ich geboren wurde, in einer bayerischen Stadt an der Donau. Er hatte da meine liebe Mutter, die einzige Tochter eines sehr wohlhabenden Kaufmannes, geheirathet, und nach dem baldigen Tode meines Großvaters von mütterlicher Seite war er Besitzer des Hauses und Anwesens, so wie der ganzen Handlung geworden, welchem Berufe er mit großem Fleiße vorstand.

Meine gute Mutter war, wie ich dies noch selber aus der Erinnerung weiß und später von Anderen erfahren habe, beständig krank und leidend; sie mußte viel zu Bette liegen, und wenn sie einmal auf war, da warf sie jedes rauhe Lüftchen, jeder kleine Diätfehler wieder darnieder. Darum war es nicht zu verwundern, daß sie die ängstliche Sorgfalt, welche ihr eigener reizbarer Zustand ihr zur Gewohnheit gemacht hatte, im übertreibenden Maaße auf mich, ihr einziges Kind, an welchem ihr ganzes

Herz hing, übertrug, und mich auf eine Weise verhätschelte, die mir, statt mir zu nützen, nur im hohen Grade schädlich war.

Das Handelsgeschäft meines Vaters führte diesen oft auf Reisen; er war zuweilen Monate lang von uns entfernt. Meine Erziehung und Pflege waren deshalb ganz in die Hand meiner Mutter und einer alten Haushälterin gestellt, welche schon bei den Eltern der Mutter gedient hatte. Diese gute Alte blieb nicht bei ihrem eigentlichen Berufe stehen, sondern sie pfuschte auf sehr unberufene Weise in das Geschäft der Aerzte, kochte und braute für alle Nachbarn Pflaster und Latwergen, und hatte Manche mit der eigenen hohen Meinung, die sie von ihrer Heilkunst besaß, so angesteckt, daß sie immer Zulauf hatte von Patienten der verschiedensten Art. Freilich gehörten diese meist zu den Leuten der ärmeren Volksklasse, denen sie ihre Siebensachen unentgeldlich austheilte, ja die noch dazu aus der Küche meiner gutthätigen Mutter mit Krankensuppen und allerhand anderen Erquickungen versehen wurden. Die Alte war mit solcher Leidenschaft auf die Ausübung ihrer vermeintlichen Kunst versessen, daß sie, glaube ich, lieber den Patienten noch Geld dazu gegeben hätte, nur damit sie ihre sogenannten Arzneien abnähmen.

Hätte sie doch ihre Kunst immer nur außer dem Hause, an den kräftigen Taglöhnern und Landleuten geübt, an denen ihre Latwergen und Pflaster sammt den Krankensuppen oftmals scheinbare Wunder thaten, oder denen sie wenigstens, weil sie nur selten gebraucht wurden, nicht schadeten. Mir aber und meiner armen Mutter brachten diese fortwährenden Quacksalbereien, die der sogenannte Doktor unseres Hauses, der ein Neffe der Alten war,

ungetadelt passiren ließ, in der That keinen Vortheil; die unnatürliche Diät, auf die sie uns öfters setzte, gewährte uns Beiden weder Nahrung noch Kraft.

Eben der leidenschaftlichen Lust, die sie am Quacksalbern hatte, muß ich die übertriebene Zuneigung zuschreiben, welche die Alte gegen mich an den Tag legte. Sie hat manche schlaflose Nacht an meiner Wiege oder meinem Bettchen zugebracht, und mir, als unermüdete Pflegerin, die Stelle der kranken Mutter vertreten.

Was übrigens, bei solcher Behandlung, aus mir werden mußte, das sieht wohl Jeder von Euch ein. Ein leiblicher wie geistiger Schwächling und Weichling; ein verwöhntes, weinerliches Kind, das in seinem Eigensinne bald Das bald Jenes wollte, und doch an Nichts Vergnügen fand; das sich selber, wie Anderen, nur zur Last und zur Qual war.

Ich war noch nicht sechs Jahre alt, da erlöste Gott meine liebe, damals erst 25jährige Mutter aus ihrem vielen leiblichen Weh und Leid. Ihre Krankheit war zuletzt in Abzehrung übergegangen, wobei sie nur wenig Schmerzen zu leiden hatte. Sie ließ mich öfters zu sich an ihr Bett kommen und betete mit mir so wie über mich. Sie soll in dieser Zeit oft gesagt haben: wenn mir doch Gott die Bitte gewährte, daß ich alle die Kränklichkeit und Schmerzen meines armen Kindes mit in's Grab nehmen, ja daß ich die übrigen Jahre, die ich nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur noch zu leben hätte, ihm als Erbtheil zurücklassen und seiner Lebenszeit zulegen könnte. Nun, dieser Wunsch einer sterbenden Mutter ist späterhin wohl an mir in Erfüllung gegangen, denn ich bin gesund und alt geworden. Auch hat mir die vielgeprüfte Dulderin noch ein viel besseres, höheres Gut zum Erbe hinterlassen,

als die bloße Zahl der Jahre, die sie meiner Pilgerzeit auf Erden zulegen wollte. Denn sie war durch ihre Noth frühzeitig und recht inniglich zu Gott gezogen worden, und ich war auch durch meine Kränklichkeit schon mehr zum Ernste gestimmt, als dies gewöhnlich die Kinder von diesem Alter sind, so daß die Worte der Ermahnung, die mir meine Mutter auf ihrem Sterbebette gab, als ein guter Saame in mein Herz drangen, und hier, wenn auch erst in späterer Zeit, aufgingen und Frucht brachten.

Mein Vater war ein redlicher, wohlmeinender Mann. Er hatte meine Mutter von Herzen lieb gehabt und ihr nach Kräften immer nur Gutes und Liebes erwiesen. Ihren Tod beweinte er aufrichtig, hat sich auch später niemals wieder verheirathet, sondern hat mit seiner Schwester, die er gleich nach dem Tode der Mutter zu sich aus Ungarn kommen ließ, zuerst in Bayern, dann nach dem Umzuge in sein Vaterland, in Ungarn, Haus gehalten.

Diese Schwester meines Vaters, die jetzt als Regentin in unser Haus kam, war seit etlichen Jahren Wittwe. Ihr Mann war als Bergbeamteter angestellt gewesen, hatte aber seiner Wittwe kein Vermögen, sondern nur die Anwartschaft auf eine kleine Pension, und zwei unversorgte Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, hinterlassen, welche mit der Mutter zugleich zu uns kamen. Der Knabe, welcher Andreas hieß, war ungefähr in meinem Alter, stach aber gegen mich armen Schwächling gar sehr zu seinem Vortheile ab. Denn er war gesund und kräftig, eines Hauptes höher als meine verkümmerte Gestalt, und dabei von einer mehr wilden als gemäßigten Lebhaftigkeit. Wir Beide paßten schlecht zusammen; ich war als Zimmerpflanze, wie hinter den Gardinen, erzo-

gen, hatte mich niemals an den Umgang und das Spiel mit anderen Knaben gewöhnt, sondern etwa nur mit altklugem Ernste Bilder betrachtet, und die Stücklein eines langweiligen Geduldspieles, oder hölzerne Bausteine zusammengesetzt. Vor dem wilden Knaben, der mir gleich in der ersten Stunde, da er kam, mein Bausteinhäuschen umwarf, mein Geduldspiel auseinanderriß und mich von meinem Sitzbänkchen hinwegstieß, hatte ich Furcht und Scheu, welche bald in wahrhaften Widerwillen übergingen. Denn der kleine Bursche fand sein Wohlgefallen daran, mich zu plagen und zu necken; er versetzte mir manchen Stoß und manchen kneipenden Druck der Finger, oder machte mich durch allerhand muthwillige Bubenstreiche schreckhaft und furchtsam, und wenn ich dann nach meiner weinerlichen Art laut aufschrie, da lachte er eben so laut auf, als ich weinte, oder spottete mich gar hämisch aus.

Ich hatte nur selten Hülfe gegen dieses Ungemach. Denn mein Vater hatte gleich nach der Ankunft seiner Schwester eine seiner gewöhnlichen Geschäftsreisen angetreten, welche diesmal länger dauerte als sonst, weil er durch die letzte Krankheit seiner Frau in allen solchen Geschäften war gehemmt gewesen, die Tante aber, sammt der alten Haushälterin, hatten mit den neuen Anordnungen, welche jetzt nach Angabe der Ersteren vom Oberboden an bis zum Keller getroffen werden mußten, so viel zu thun, daß nur selten eine von beiden zu uns in's Kinderzimmer kam. Hier, wo uns gerade damals die regnigt kalte Witterung den ganzen Tag über zurückhielt, war unsere einzige Gesellschaft eine mir fremde, mit der Tante aus Ungarn gekommene Magd, welcher Alles recht und gut dünkte, was mein kleiner Vetter that, und die Schwester

des Letzteren, welche wohl geeignet gewesen wäre, ihren kleinen Bruder besser im Zaume zu halten. Denn sie war schon vierzehn Jahre alt und für ihr Alter sehr verständig, auch hatte sie in einem Institute ihrer Vaterstadt gar Mancherlei gelernt und sich viele weibliche Geschicklichkeiten erworben. Aber diese junge Verwandte (es thut mir leid, daß ich ihr das noch in ihrem Grabe nachsagen muß) war, wenigstens damals, und so lange ich sie kannte, eine gar kalte, selbstsüchtige Natur, welche nur an die Befriedigung ihrer eigenen, ziemlich eitlen Neigungen dachte, an dem Freud' wie Leid aber der Anderen keinen Antheil nahm. Sie lachte zwar nicht mit, wenn ihr kleiner Bruder mich plagte und verlachte, sondern schaute immer ernst auf uns hin, aber sie verwies ihm auch seine Unarten und Bosheiten mit keinem Worte. Wenn dann je zuweilen auch die Tante, vor der sich freilich der Knabe etwas genirte, Zeugin seiner Bubenstreiche war und ihn ein wenig züchtigte, half dieses dennoch nur wenig, und wenn meine alte Pflegerin einmal in's Zimmer kam und ich dieser mein Leid klagte, oder wenn sie einen Auftritt desselben mit ansah, und sie dann mit ziemlich derber Hand mich an meinem kleinen Feinde rächte, da ging alsbald seine Fräulein Schwester oder die Magd hinaus zur Mama und erzählte dieser, was die alte Haushälterin dem lieben Söhnchen gethan habe, und die Tante trug den Groll, wenn sie sich nicht getraute, ihn gleich auszulassen, der guten Frau nach.

Zu diesem Stoffe eines beständigen Verdrusses kam noch ein anderer. Ich war durch die übertriebene Aengstlichkeit und Pflege meiner seligen Mutter und meiner alten Wärterin so verwöhnt worden, daß ich die meisten Gerichte, welche auf den väterlichen Tisch kamen, nicht

essen mochte. Hatte man mich doch selber von ihrem Genusse abgehalten und mir immer etwas Besonderes, ich weiß selber nicht was Alles, aufgetragen. Die Tante hatte vollkommen Recht dazu, diese Unart und Verwöhnung zu tadeln und darauf zu dringen, daß ich nach Maaß und Verhältniß mit äße, was die Anderen aßen. Nur freilich hätte die gute Frau bedenken sollen, daß wenigstens manche ihrer ungarischen Gerichte nicht bloß einem Kinde, sondern auch einem Erwachsenen aus meiner damaligen Gegend gar fremd und ungewohnt, wo nicht unzuträglich erscheinen mußten. Wenn ich nun bei Tische das Essen, das man vor mich hinstellte, nicht anrühren wollte, sondern mich nach etwas Anderem umsah, wenn ich dann statt dieses Anderen nur einen scharfen Verweis von der Tante bekam, und ungegessen vom Tische aufstand, was mir bei meiner schlechten Eßlust großentheils nicht schwer fiel, da ging dies der alten Pflegerin, wenn sie durch's Küchenfenster herein es ansah und anhörte, tief zu Herzen. Sie konnte sich nicht halten, sie machte bei Gelegenheit ihrem Unmuth gegen die Dame vom Hause durch Reden Luft, die wohl nicht die zartgewähltesten sein mochten, kochte und buck mir auch zuweilen, oder kaufte mir Etwas, das sie mir heimlich zustecken wollte, was aber gewöhnlich offenkundig wurde.

Diese und manche andere Thaten der alten, treuen Dienerin schon in der Großeltern, so wie in der Mutter Hause, dazu die lauten Klagen, welche sie gegen die Nachbarn, ja gegen Bekannte und Unbekannte über die Tante laut werden ließ, und welche dieser wieder zu Ohren kamen, hatten zuletzt eine solche Spannung zwischen beiden Frauen erregt, daß die Alte, bei einem heftigen Ausbruche ihres Unmuthes, den so vieljährigen Dienst in un-

serem Hause aufkündigte, und auch gleich hernach von der Tante, die in allen solchen Angelegenheiten der Beistimmung ihres Bruders gewiß war, entlassen wurde.

Ich hatte jetzt, so lange der Vater noch abwesend war, Niemand mehr im Hause, den mein armselig kränklicher Zustand wahrhaft erbarmt und der sich meiner in Liebe angenommen hätte, denn auch die anderen Dienstleute meiner seligen Mutter waren theils mit neuen Ankömmlingen vertauscht worden, theils aber war ich ihnen in meinem fortwährenden Zimmerarreste völlig unbekannt geblieben. Ein krankes Kind mit einem solchen Gefühle von Hülfsbedürftigkeit, dazu an beständigen Dienst der Menschen so verwöhnt, wie ich, und nun auf einmal im eigenen Vaterhause so verlassen, so versäumt, von einem kleinen Tyrannen so gemißhandelt — es kann sich schwerlich jemand Anderes ganz lebendig in solche Lage hineindenken!

Mir war sie dennoch schon damals heilsam, diese Lage. Ich hatte oft gehört, daß meine Mutter, wenn sie an Beängstigungen oder Schmerzen litt, recht kindlich zu Gott um Linderung und Erlösung betete; wenn ich dann am Abende in mein Bett kam und mein wilder kleiner Vetter, der sich am Tage abgetobt hatte, schon längst schlief, da lag ich noch oft Stunden lang, weinte kindlich stille Thränen und betete, theils die auswendig gelernten Gebetlein, theils aber auch Worte, die aus dem Herzen kamen. Es ist mir überhaupt erinnerlich, daß ich gerade damals, so wie überhaupt in meinen Kinderjahren häufig, wegen meiner krankhaft aufgeregten Nerven, sehr an schlechtem Schlafe litt, so daß ich oft lange nach Mitternacht noch wachte. So lange meine selige Mutter noch lebte und die alte Wärterin neben

mir schlief, hatte man mir die lästigen Stunden des nächtlichen Wachens auf jede Weise zu erleichtern gesucht, und wenn ich hernach am anderen Morgen bis spät in den Tag hinein schlief, da wagte niemand auch nur laut aufzutreten, oder zu sprechen, damit ja mein Schlaf nicht gestört würde. Wie ganz anders war dieses jetzt! Niemand bekümmerte sich darum, ob ich schlief oder fast die ganze Nacht hindurch wachte, und wenn dann am Morgen die Natur ihr Recht forderte und ich nun fest schlief, da hatte indeß der kleine Andreas, mein Vetter, seinen reichlichen, gesunden Schlaf ausgeschlafen, und sein erstes Geschäft, sobald er aus dem Bette herausgesprungen, war das, mir entweder die Bettdecke und das Kopfkissen wegzureißen, oder mir mit einem nassen Schwamme über das Gesicht und den Mund zu fahren, bis ich erwacht war und zu ihm herausstieg. Dann begannen, schon beim Frühstücke, das mir gewöhnlich unter Allem, was man mir im Verlaufe des ganzen Tages gab, am besten schmeckte, die gewöhnlichen Neckereien und boshaft bübischen Streiche, die mir Alles verbitterten.

Ich glaube wohl, daß manche andere Kindernatur all' diese kleinen Leiden besser ertragen und sich leichter daran gewöhnt hätte, als die meinige. Ich aber hatte für jede unfreundliche Miene, so wie auch für die Freundlichkeit der Menschen, ein feineres Gefühl als tausend andere Kinder, dabei ein Sehnen und Bedürfniß nach Liebe, dessen große Heftigkeit eine Folge meiner Hülfslosigkeit sein mochte.

Meine Tante selber hatte mir, ohne dies zu wissen und zu wollen, Gelegenheit zu einer Erquickung gegeben, die mir damals zwar zum sehr großen Troste, später aber doch zum Schaden gereichte. Wenn ihr munterer Knabe,

als das Wetter wieder besser wurde, hinaussprang auf die Straße, oder einem freien, mit Bäumen bepflanzten Platze vor dem Thore zueilte, wo er Buben von gleicher Lebhaftigkeit fand, da wollte ich anfangs, nach meiner Gewohnheit, im Zimmer bleiben und einmal ungestört mit meinen Bausteinen spielen oder Bilder ansehen. Die Tante aber meinte mit Recht, es sei mir besser, wenn ich auch, wie andere Kinder, im Freien spielte und herumliefe. Den ersten Tage gab sie mir Jemand mit, der mich hinausführte unter den Schatten der Bäume, zu den anderen spielenden Kindern, dann aber mich in die Nähe meines kleinen Vetters hinstellte und wieder nach Hause ging. Da stand ich nun einsam und allein, sah dem Spiele und Herumbalgen, hörte dem lauten Geschrei der anderen Knaben zu; mein kleiner Vetter war bald mit einigen seiner Gesellen weit von mir hinweggerannt, um mich her waren lauter fremde Gesichter. Indem ich so in meiner Schüchternheit, dem Weinen näher als dem Lachen, nach der Gegend hinstarrte, nach welcher Andreas davon gelaufen war, rief mich auf einmal eine gar wohlbekannte Stimme bei meinem Namen, und die Hand meiner alten, guten Kindswärterin faßte die meinige an und zog mich mit sich fort aus dem Gedränge der lärmenden Kinder in ihre nicht weit von da abgelegene Wohnung. Da gab es nun zuerst viel zu weinen, zu fragen und zu schwatzen, dann salbte sie mich an einer der Beulen am Halse, woran mein armer Körper noch immer litt, nöthigte mir ein wenig versüßte Latwerge ein, konnte es aber doch nicht lassen, mich gleich nachher mit allerlei Eßwaaren nach Möglichkeit vollzustopfen, von denen sie wußte, daß ich einen besonderen Geschmack daran fände. Als sich die Abendzeit nahte, führte sie mich

wieder hinaus unter den Baum, wo sie mich abgeholt hatte, und bald kam wieder einer von den Dienstboten des Hauses, der zuerst den kleinen Andreas aufsuchte, dann uns beide heim, ach! nicht mehr zu einer lieben, trauten Mutter, sondern zu einer mir fremden Frau Tante brachte.

Die alte Wärterin hatte mir, unverständig genug, es verboten, meiner Tante etwas davon zu sagen, daß ich bei ihr gewesen sei. Ich ward nicht in die Versuchung geführt, eine Unwahrheit zu sagen, oder etwas, das geschehen war, zu verläugnen, denn niemand im Hause fragte mich, wo ich gewesen sei und was ich während meiner Abwesenheit gethan habe, und keiner unter allen den jetzigen Hausgenossen besaß mein kindliches Vertrauen in dem Maaße, daß ich etwa ihm hätte erzählen mögen, was mir begegnet war.

Als ich am anderen Tage wieder meinen Vetter auf seinem Spaziergange begleitete und dieser kaum ein wenig sich von mir entfernt hatte, da war auch schon die alte Freundin wieder da, die ihre gestrigen Wohlthaten an mir wiederholte, und so ging es an jedem Tage, an welchem die gute Jahreszeit und Witterung uns das Ausgehen erlaubte. Diese Stunden waren mir jetzt die liebsten des ganzen Tages, denn ich fand da eine Seele, die mir doch noch mit Liebe und Freundlichkeit zugethan war.

Im Spätherbste kam denn endlich auch mein lieber Vater wieder nach Hause. Er betrat sein Haus in keiner frohen Stimmung. Denn außerdem, daß ihm hier Die fehlte, die ihm auf Erden das Liebste gewesen war, hatte er auch, wie ich dies später erfahren, gerade damals mehr als einen großen Verlust in seinem Geschäfte erlitten.

Das, was seine Schwester und jetzige Haushalt-Führerin damals täglich in ihn hineinredete, konnte freilich nicht zu seiner Erheiterung beitragen. Sie hatte immer nur von den Mißbräuchen und Unordnungen zu erzählen, welche sie bei ihrer Ankunft im Hause angetroffen habe, und es mag wohl sein, daß bei der langen Kränklichkeit meiner seligen Mutter Manches versäumt worden war. Auch über mich hatte sie, selbst in meiner Gegenwart, gar Vieles zu klagen und zu berichten, von welchem ich, so jung ich auch war, dennoch verstand, daß mir und meiner armen, unvermögenden Natur dabei ein Unrecht geschähe.

Nach dem Bedürfnisse meines weichen Herzens drängte ich mich, so oft sich nur Gelegenheit dazu fand, sehr zu meinem Vater hin, faßte seine Hand an, sah ihm in sein gutes Gesicht, und freute mich an jeder freundlichen Miene desselben. Ich fühlte ja, daß er unter allen Menschen mir jetzt der nächste sei, und daß auch kein Anderer ein solches nahes Recht auf sein Mitleid und auf seine Liebe habe als ich, sein einziges Kind. Desto weher that es mir, als ich bemerkte, wie mein kleiner Vetter, den hierbei seine Mutter aus allen Kräften unterstützte, sich immer so vordrängte und um die Gunst meines Vaters buhlte. Während ich stumm und schweigend bei diesem dastand und nur seine Hand anfaßte und streichelte, schwang sich Andreas auf das Knie des Vaters, umschlang seinen Hals mit beiden Armen, liebkoste ihn mit schmeichelnden Worten, und suchte dabei die Hand, die ich gefaßt hielt, mir zu entreißen. Und wenn dann zuweilen der Vater mich auf das andere Knie hinaufnahm, da kneipte mich das böswillige Kind so schmerzhaft, daß ich plötzlich laut zu weinen anfing, läugnete dann, wenn ich klagte,

recht frech die That, und wurde leider von Anderen bei seiner Lüge unterstützt, so daß am Ende ich selber als ein Lügner erscheinen mußte, der nur aus Neid geweint habe, weil der Vater auch den Andreas lieb haben wollte. Auch die Schwester meines kleinen Vetters, welche dieses, wenn es ihren Vortheil galt, sehr wohl verstand, wendete alle Kunst und Mühe an, sich in die Gunst meines lieben Vaters einzuschmeicheln. Wenn der von Sorgen und Geschäften niedergedrückte Mann am Mittag aus seinem Comptoir kam, um mit uns zu essen, da liefen ihm die beiden Geschwister rasch entgegen, während ich schüchtern und unentschlossen in einem Winkel stand. Andreas belustigte dann den „lieben Onkel" durch allerhand Schwänke, während ihm seine Schwester irgend eine neue kleine Arbeit zeigte, die sie für ihn gefertigt hatte, oder nach Tische ihm, der ein Freund seiner vaterländischen Musik war, ein lieblich lautendes, ungarisches Liedchen sang, das sie mit den Tönen des Clavieres oder der Cither begleitete. Selbst die Unterhaltung bei Tische wußte die Tante immer so zu lenken, daß sie gar Vieles zum Vortheile ihrer beiden Kinder erzählen konnte, etwa eine artige Aeußerung des kleinen Andreas, woraus seine „unbeschreiblich große" Liebe zu dem guten Onkel hervorging, oder, wenn die Tochter gerade hinausgegangen war, etwas Aehnliches von dieser. Und zu diesen lichten Farben mußte meine arme Persönlichkeit den dunklen Schatten geben; jede kleine Unart meiner verwöhnten Natur, jede Aeußerung meines Eigensinnes wurde in so vergrößertem Maaße, und, wie ich später wohl erkannte, in so gehässiger Weise vorgestellt, daß sie viel eckelhafter erscheinen mußte, als die Schwären und Beulen, die ich noch immer an meinem kleinen, kranken Leibe trug.

Ich armes Kind, mit dem wahrhaft tief fühlenden Herzen, voll Liebe und Sehnen nach Liebe, bleich und entstellt durch Krankheit und Verweichlichung, kaum in meiner Schüchternheit eines lauten Wortes fähig, neben mir ein munterer, wahrhaft schöner Knabe, mit feurigen, dunklen Augen und dunklem Lockenköpfchen, den ganzen Tag in heiterer Laune und für sein Alter voll drolliger Einfälle, wer kann sich ganz in meine Lage denken? Ich glaubte am Ende selber Alles in der Art, wie die Tante es von mir erzählte, nun getraute ich mich nicht einmal mehr zu meinem lieben Vater hinzugehen und seine Hand anzufassen; ich meinte, er würde mich von sich stoßen.

Ich will mich nicht zu lange bei diesen ersten Lectionen einer fast zehnjährigen Leidensschule aufhalten. Nur das Eine will ich sagen, daß mein lieber Vater, so gut er auch war, dennoch meine Natur nicht verstand, und den Schlüssel, der ihm gar bald mein ganzes Herz aufgeschlossen hätte, nicht gefunden hatte; darum ließ er sich so bald, und später so ganz an mir irre machen. Mir fehlte, das fühlte ich mit bitterem Leide, meine selige Mutter, die hatte mich in meinem Elende geschont und herzlich geliebt, so wie ich sie wieder; ihr hatte ich im überfließend kindlichen Geschwätze mein ganzes Herz vertraut. Jetzt, wo ich mich so allein in meines Vaters Hause fühlte, lernte ich von frühe an bis zum Abende täglich immer mehr nur dulden und schweigen, wenn ich aber am Abende auf mein Lager kam, und Alles um mich her schlief, da gingen mir das Herz und der Mund auf, dann schwatzte ich unter stillen Thränen mit leiser Stimme mit meiner seligen Mutter, als wenn sie noch bei mir wäre, küßte ihr im Geiste tausendmal ihre Hand, die mir so viel Gutes gethan hatte. Und wenn mir dann einfiel:

armes Kind, deine Mutter ist ja nicht mehr bei dir, sie ist im Himmel bei dem lieben Gott, dann wendete sich auf einmal mein kindliches Geschwätz nach dem Himmel und zu dem lieben Gott, ich redete mit dem eben so, wie mit meiner lieben Mutter, klagte ihm meine Noth. Und ich weiß es, Er, der die Stimme der Unmündigen und Verwaisten hört, hat auch mein Flehen vernommen und erhört; Sein Geist ließ sich zu mir herunter, wie eine Mutter zu ihrem kranken Kinde, und lehrte mich schon damals gar Vieles, das ich Ihm in Ewigkeit danken werde.

Ich hätte von diesen nächtlichen Stunden, von deren Geschichte Niemand etwas wußte, als Der, mit welchem mein Herz redete, gar Vieles zu rühmen und zu erzählen. Sie stärkten mich mehr als das Brod und Wasser, das ich, weil ich mich noch immer nicht an die gewöhnlichen Speisen unseres Tisches gewöhnen konnte, zu meiner täglichen Kost genoß; mehr als alle Pflaster und Latwergen meiner guten, alten Wärterin. Der kleine Abbruch an Schlaf, der mir dadurch zustieß, schadete mir allmählig immer weniger; ich gewöhnte mich an kurzen Schlaf und diese Gewöhnung ist mir später oft zu Gute gekommen. Aber nicht dies allein, sondern mir widerfuhr, wie eine Erhörung meines kindlichen Gebetes um Gesundheit, in jener Zeit noch viel anderes Gutes; mein armer Körper wurde etwas kräftiger, meine Haut fing an zu heilen und war bis gegen den Frühling hin ganz von ihrem eckelhaften Leiden befreit. Was jedoch mehr als Alles war, ich empfand damals in meiner wahrhaft bedauernswürdigen Lage eine innere Tröstung, die ich noch nie erfahren hatte. Oftmals, wenn es mir am schlimmsten erging, war mir es so wohl in meinem Herzen zu Muthe,

als ob meine selige Mutter mich in ihren Armen hielte. Ich war jetzt auch nicht mehr so weinerlich und krankhaft reizbar als sonst.

Wäre doch dieser Zustand immer bei mir geblieben; hätte doch die innere Heilung mit der äußeren fortwährend gleichen Schritt gehalten! Aber jene ernste Wahrheit steht fest: das Dichten und Trachten des Menschenherzens ist böse von Jugend auf, und auch die Seele, welche der Erbarmer in ihrem Blute fand und sich ihrer annahm, sie heilte und aufrichtete, vergißt nur zu leicht, wenn es ihr wohlergeht, und wenn sie nach ihrem Dünken etwas geworden ist, des Erbarmers, der sie aus ihrem Nichts hervorgezogen, aus ihrem Elende gerettet und zu diesem Etwas gemacht hat. Dieses kann Euch auch meine Jugendgeschichte lehren; ehe ich jedoch diese weiter erzähle, will ich noch Einiges von meinen damaligen, nun längst in die Ewigkeit vorausgegangenen Verwandten und Hausgenossen sagen.

Von meinem lieben, seligen Vater sprach ich es schon aus: er war ein bürgerlich redlicher, fleißiger, gutmeinender Mann, dabei auch gottesfürchtig. Obgleich sein späteres Benehmen gegen mich nicht frei von Härte und selbst von Ungerechtigkeit war, läßt sich dieses dennoch, nach meinem Bedünken, sehr entschuldigen. In meinen frühesten Lebensjahren hatte er mich, wenn er etwa einmal in mein Krankenzimmer hineintrat, immer nur als ein sieches, für alle Lebensfreuden wie abgestorbenes Kind gesehen; für seine Natur konnte dieser Anblick nichts Anziehendes haben; wie mir es aber später, nach dem Tode der Mutter, mit ihm ergangen, davon sprach ich bereits Einiges. Ein solches feines Gefühl, einen solchen Scharfblick in das Wesen seines Kindes, wie etwa die Mutter gehabt hatte,

konnte man bei einem Manne von seiner Erziehung und seiner zerstreuenden Geschäftigkeit nicht voraussetzen, und ein späterer Brief von ihm an mich, worin er mir alle meine jugendlichen Verirrungen und Sünden vor Augen stellte, hat mir es erst ganz aufgeschlossen, durch welche übertreibende und selbst falsche Gerüchte und Anschwärzungen er in Beziehung auf mich hintergangen worden war. Guter Vater! du hast es diesseits des Grabes nicht mehr erfahren, wie du doch deinem freilich keineswegs unschuldigen Sohne in deinen Beschuldigungen zu viel gethan hattest, dort aber, wo du nun bist, hast und wirst du es erfahren.

Auch meine Tante, deren Benehmen gegen mich freilich kein mütterliches war, möchte ich nicht so unbedingt Euerem Tadel Preis geben. Sie war eine verständige, vortreffliche Hauswirthin, sparsam und klug, welche das Eigenthum ihres Bruders und das Gedeihen seines Hauswesens treulich in Acht nahm, ihren Dienstboten gab, was ihnen gebührte, den Armen viel Gutes that und keine ihrer kirchlichen Pflichten versäumte. Meinem Vater, ihrem Bruder, hat sie Alles zu Liebe gethan, was sie verstand und vermochte; in seiner letzten Krankheit und bis zu seinem Tode hat sie ihn mit unermüdeter Geduld gepflegt. In Beziehung auf mich erwähne ich nur das Eine, daß es für fremde Leute keinen widerlicheren, schwerer zu ertragenden Gegenstand geben kann, als ein so ganz verwöhntes, verzogenes, verweichlichtes Kind, wie ich leider dies war, als sie in unser Haus trat. Ich selbst, aus eigener Erfahrung, kann es sagen, daß ich mich manchmal über solche Kinder, wo sie mir vorkamen, geärgert habe; nur die eigene Mutter, und eine Liebe, die noch von höherer Art ist als die der Mütter, kann Geduld

und Erbarmen mit einem so armen, kränkelnden, schwachen Wesen haben; eine Geduld, die, wenn sie aus rechtem, gutem Grunde kommt, niemals ohne gesegnete Früchte bleibt. Der natürliche Widerwille, den meiner Tante, der Mutter von zwei gesunden Kindern, mein ganzes, durch Unarten entstelltes Wesen einflößen mußte, war dann wohl auch noch vermehrt worden durch die leidenschaftliche Partheilichkeit, welche die alte Wärterin für mich nahm. Und daß die Tante ihrerseits nur zu sehr die Parthei ihres Söhnchens, ihres Lieblinges, gegen mich ergriff, muß man der Schwäche eines Mutterherzens nicht zu hoch anrechnen. Auch war die Frau keinesweges immer so hart gegen mich, als Euch dies aus Einigem von Dem, was ich bereits erzählte, vorkommen muß. Sie hatte Stunden, in denen sie auch gegen mich wahrhaft und, ich darf das behaupten, aufrichtig liebreich war, und in ihren letzten Tagen, als es bei ihrer Schwiegertochter und ihrem eigenen Sohne sehr hart ging, hat sie, dies weiß ich aus treuem Munde, oft mit Thränen ihre frühere Härte gegen mich beklagt und bereut, ist auch gewiß mit ihrem Gott versöhnt und in Frieden hinübergegangen in die Ewigkeit.

Von der Tochter meiner Tante deutete ich schon an, daß wahrscheinlich ihre Erziehung, bei welcher man zunächst zu sehr auf äußeren Schein und Glanz gesehen, die eigentliche, wahre Natur aber in künstliche Schrauben gelegt hatte, ihr sehr frühe den Charakter der Kindlichkeit geraubt, und ihr jenes leidenschaftliche Bestreben mochte eingeflößt haben, immer nur zu gefallen und die Augen auf sich zu ziehen. In einer solchen Natur kann, so lange sie aus ihrer Irre nicht zurückkehrt, freilich keine andere Liebe aufkommen, als die zu dem eigenen, armen

Selbst. Doch darf ich hoffen, und habe guten Grund zu dieser Hoffnung, daß meine Cousine nicht das geblieben sei, was sie in jener Zeit war, von welcher ich hier rede. Sie hat sich ziemlich früh an einen vornehmen, reichen Offizier verheirathet; eine Kränklichkeit aber, die ihr zustieß, und nach einigen Jahren ihr Leben endete, hat ihr von dem Glanze und den Freuden ihres neuen Standes nur wenig genießen lassen.

Mein Vetter Andreas, mit welchem es die Geschichte meiner Jugend am meisten zu thun hat, war im Aeußerlichen von der Natur sehr begünstigt. Ein wahrhaft wunderschönes Kind, das, wenn es gut gelaunt war, die meisten Menschen auf fast unwiderstehliche Weise für sich einnehmen konnte. Aber diese Gabe, wenn sie nicht recht behütet und bewacht wird, kann zu einer sehr gefährlichen werden. Dem armen Kinde war von allen Seiten gar viel geschmeichelt worden, selbst jene Züge an ihm, welche, recht erkannt, Tadel und Strafe verdient hätten, wurden meist nur belacht, ja zuweilen als liebenswürdig gepriesen. Am verderblichsten aber für sein junges Herz wurde ihm sein Verhältniß zu mir.

Es bleibt eine vielfach erprobte Erfahrung, daß, wo zwei Kinder mit einander erzogen werden, die von sehr ungleichen Gaben und Kräften sind, das begabtere, wenn es nicht in besonderer Demuth erhalten, sondern sogar in augenfälliger Weise dem anderen vorgezogen wird, wegen der Folgen, die eine solche Behandlung hat, das bedauernswürdigere von beiden sei. Am meisten dann, wenn sich mit den Gaben zugleich jene kindische Böswilligkeit entwickelt, die eine Ausgeburt des aufkeimenden Stolzes ist; jene Böswilligkeit, die dem schwächeren Gesellen bei jeder Veranlassung die eigene Ueberlegenheit fühlen läßt,

und zur Verspottung desselben, so wie zu allerhand kleinen Tyranneien gegen ihn antreibt. Wird von den Eltern und Erziehern eine solche bittere Wurzel aus dem jungen Herzen nicht bald, durch Anwendung der rechten Mittel, ausgerottet, dann vergiftet sie die ganze Fülle der natürlichen Gaben und verwandelt das, was anfangs als muthwilliger Scherz erschien, in absichtsvolle Bosheit. Bei meinem Vetter Andreas war es leider so; sein Benehmen gegen mich nahm von Jahr zu Jahr mehr den Charakter einer wahrhaft ausgedachten Bosheit an, und doch lag die Schuld dieser schlimmen Steigerung nicht allein an ihm, sondern auch an mir.

Mein lieber Vater war den Winter hindurch bei uns geblieben; ich und er waren uns in dieser Zeit immer fremder geworden, dagegen hatten Andreas und seine Schwester, wie es wenigstens schien, sein ganzes Herz eingenommen. Wenn der Vater zuweilen ausfuhr, dann begleiteten ihn meist nur die Tante und ihre Kinder, gar selten auch ich, denn, so sagte man, mir würde die kalte Luft schaden. Ich war über diese Zurücksetzung keinesweges betrübt, denn ich hatte jetzt schon Muth genug gewonnen, mich ganz allein zu meiner alten Freundin und vormaligen Wärterin hinzuschleichen, und keiner der Hausgenossen merkte auf das, was ich that oder ließ. Die alte Freundin aber fing jetzt allmählig an, sehr nachtheilig auf mich einzuwirken. Sie weckte schon durch ihre Fragen, noch mehr aber durch die unvorsichtigen Aeußerungen ihres Mitleides und ihres Unwillens in mir ein Erkennen meiner Lage auf, das mich nur erbittern mußte; die kindliche Liebe zu meinem Vater wurde dadurch erkaltet; gegen meine Tante und vor Allem gegen meinen Vetter wurde in mir ein Gefühl aufgeregt, das an Haß gränzte.

Der Frühling kam, der Vater verließ uns wieder; meine Lage wurde dadurch weder schlimmer noch besser. Ich war zwar nicht mehr so leiblich leidend, wie sonst, doch noch immer ein sehr schwächlicher, höchst empfindlicher Knabe. Wir beide, Andreas und ich, wurden jetzt in die Schule geschickt. Hier stellte sich das Verhältniß zwischen uns freilich ganz anders heraus als im väterlichen Hause. Mein kleiner Vetter zog sich durch seine beständige Unruhe und muthwilligen Streiche, so wie durch den gänzlichen Mangel an Aufmerksamkeit, den täglichen Tadel der Lehrer und selbst Züchtigungen zu, während ich stilles, schüchternes Kind keine Gelegenheit zu solchem Tadel, vielmehr durch meine Aufmerksamkeit, welcher ein natürlich gutes Gedächtniß zu Hülfe kam, nur Veranlassung zum Lobe gab. Anfangs wurde dies in unserem Hause nicht beachtet, als aber das Urtheil der Lehrer: daß ich, der arme, verachtete Stephan, einer der besten, Andreas dagegen der schlechteste unter allen Schülern unserer Klasse sei, immer öfter und dringender zu den Ohren der Tante, und besonders auch zu den Ohren des Vaters, wenn dieser zu Hause war, kam, da erregte es schlimmes Blut. Denn wenn dann auch die Tante in meiner Gegenwart ihren Liebling über seinen Unfleiß mit Bitterkeit tadelte, dabei aber sagte: du schämst dich nicht, daß du gescheiter, talentvoller Knabe dich von dem Simpel da, dem halbblödsinnigen Stephan, übertreffen läßest, da wirkte jene Bitterkeit auf uns beide Kinder nicht bessernd. Denn im Andreas wurde dadurch die kindisch hohe Meinung, die er von sich selber hatte, und die Verachtung, die er gegen mich hegte, nur verstärkt; ich aber wußte es nur zu gewiß aus dem Munde meiner Lehrer, daß ich keinesweges dumm, und noch weniger blödsinnig sei, und

empfand in den Worten der Tante nur Ungerechtigkeit und Unwahrheit.

Nicht als ein glückliches, sondern in seinen Folgen für meine damalige innere Entwickelung unglückliches Ereigniß muß ich es betrachten, das ich in einem der darauf folgenden Jahre als der vorzüglichste Schüler meiner Klasse eine öffentliche Auszeichnung und Belobung erhielt. Das große Lob, das mir damals widerfuhr, war gewiß von Seite meiner Lehrer herzlich gut gemeint, mir aber, wie so Vielen, die das gleiche Loos betroffen hat, ist es ein gefährliches Gift gewesen, das, ohne Gottes besondere Bewahrung, meiner Seele hätte zum Tode gereichen können. Denn abgesehen von den Ausbrüchen eines galligen Neides, der mir seitdem mein häusliches Verhältniß noch mehr verbitterte, wurde dadurch in mir ein kindischer Hochmuth erzeugt, der nicht minder schlimm war, als der meines Vetters. Die Flamme dieses Hochmuthes wurde dann durch meine gewesene alte Wärterin wohl noch mit solchen Worten angefacht: „Wem gehört denn eigentlich das ganze Haus, die Handlung und alles Vermögen, als Ihnen, Herr Stephan? Kommt es nicht Alles von Ihrer seligen Mutter her, und sind Sie nicht das einzige Kind Ihrer seligen Mutter?"

Ich stand damals, als ich durch mein Schulglück der hochmüthig eingebildete Stephan geworden war, in meinem zwölften Jahre. Wie ganz anders war jetzt der Zustand meines Herzens, als in der Zeit, von der ich vorhin sprach, in der Zeit des ersten lebendigen Gefühles meiner Verlassenheit und meiner Noth, bald nach dem Tode meiner seligen Mutter! O laßt es uns doch niemals vergessen, es gilt für uns Alte eben so, wie für die jungen Kinder: nur der wahrhaft Demüthige kann

sich zu Gott nahen, nur das Herz, in welchem kein Haß ist, sondern welches in treuer Wahrheit sagen mag: vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern, kann in kindlichem Vertrauen zu seinem Gott beten und bei ihm Erhörung finden. Seitdem sich die Bitterkeit, ja der Haß, gegen meinen Vetter und selbst gegen die Tante, in mein Herz eingeschlichen hatte, war die kindliche Rede zu meinem Gott, die mich sonst in den stillen Stunden der Nacht erquickt hatte, wo nicht ganz verstummt, doch ungleich kraftloser und seltener geworden; jetzt, da der Erbfeind aller frommen Gesinnung, der Hochmuth, dazu trat, verstummte jene Stimme ganz; mein Beten, wo es, in der Kirche oder zu Hause, der Gewohnheit nach geschah, wurde zu einem todten Lippen- und Gedächtnißwerke, an welchem das Herz keinen Theil nahm.

Daß ich jetzt auf dem Wege einer gänzlichen Verwilderung und eines tiefen, inneren Verfalles war, brauche ich Euch nicht zu sagen. Der Härte, die ich zu Hause erdulden mußte, setzte ich nun nicht mehr, wie in der schwächlicheren Kindheit, harmlose Thränen, sondern Trotz und eine Unmuth brütende Verschlossenheit entgegen; dem Spotte des Andreas begegnete ich mit bitteren, überlegten Worten, die ihn härter trafen, als mich seine plumpere Beleidigung, und die seine Bosheit nur noch heftiger entzündeten. Diese Bosheit, gepaart mit Unverstand, nahm jetzt, als wir beide älter wurden, eine wahrhaft mörderische Richtung an. Mehrmals brachte mich Andreas in Lebensgefahr, unter Anderem einmal, da er mich auf den Oberboden unseres Viehstalles auf ein Brett lockte, dem er seine Stütze auf der einen Seite genommen hatte, so daß ich zwei Stockwerk hoch hinabstürzte und zerschmettert worden wäre, wenn nicht durch Gottes Fürsorge ein

wenig Augenblicke vorher hingeschütteter Heuhaufen dem Sturze seine Kräfte genommen hätte; ein anderes Mal auf der Donau, wo er mich, der an keine solche Tücke dachte, beredete, mit ihm auf einem kleinen Boote zu fahren, mich zuerst hineinzusteigen nöthigte, dann das Fahrzeug, welches leck war, in's Wasser stieß, während er, mit dem Ruder in der Hand, am Lande blieb. Hätte nicht ein alter Fischer mich gerettet, ich wäre damals im Wasser ertrunken. Bosheiten und Rohheiten anderer Art, welche mir wenigstens körperliche Schmerzen, wenn auch nicht Lebensgefahr, zuzogen, übergehe ich mit Stillschweigen.

Was half es mir dann, wenn ich auch in solchen Fällen bei Jemand in unserem Hause mich beklagte? Bei der Tante kam der Liebling mit einer derben Strafpredigt, oder höchstens mit einer Züchtigung weg, die er kaum fühlte, die moralischen Bemerkungen seiner Schwester achtete er nicht, und wenn etwa einmal mein Vater einen solchen Bubenstreich erfuhr und ihn ernster ahnden wollte, da wurde ihm der ganze Vorfall in einem solchen Lichte dargestellt, daß auch er da blos Leichtsinn oder Absichtslosigkeit sah, wo strafbare Bosheit geschäftig gewesen war. Dennoch mußte Andreas öfters die schwere, züchtigende Hand meines Vaters fühlen, was übrigens den Knaben nur noch mehr zur Uebung der Verstellungskunst und Lüge antrieb.

Ich selber war um jene Zeit im Grunde nicht viel besser als mein Vetter. Ich ertrug, wie erwähnt, seine beständigen Quälereien nicht mit jener Geduld, die uns das Leiden zum Förderungsmittel im Guten macht, sondern mit tückischem Ingrimme, welcher über Gedanken der Bosheit brütet. Mit tiefer Beugung bekenne ich es, daß ich als Knabe von noch nicht zwölf Jahren mehrmals auf den Gedanken kam, meinen Vetter zu vergiften; daß ich mich zu

diesem Zwecke mit dem Orte bekannt gemacht hatte, wo der Schlüssel zu dem Behältnisse lag, in welchem der Arsenik verwahrt wurde, den man in meines Vaters Kattundruckerei brauchte. Aber noch war der gute Saame, den jene nächtlichen Gebete meiner besseren Kinderjahre in mein Herz gelegt hatten, nicht erstorben; ich wurde bei solch' boshaften Gedanken von einer inneren Stimme gezüchtigt, selbst im Traume davon geschreckt und wie von einer unsichtbaren Hand von jedem Schritte zur Ausführung zurückgehalten.

Um diese Zeit, in meinem 12ten Jahre, geschah Etwas, das auf meine späteren Lebensschicksale einen entschiedenen Einfluß hatte. Mein Vater hatte sich bewegen lassen, sein bisheriges Anwesen, seine Handlung und Fabrik zu verkaufen und wieder nach seinem Vaterlande, nach Ungarn, zu ziehen. Unter ziemlich vortheilhaften Bedingungen hatte er, in einer namhaften Stadt an der Donau, eine Handlung und Fabrik angekauft, und als nun Alles in Ordnung war, verließen wir meine liebe Vaterstadt. Ich war der Einzige im Hause, der an diesem Umzuge keine Freude hatte, sondern der vielmehr mit bitterem Schmerze ihn beklagte. Außer meiner alten gewesenen Wärterin und jenen Freunden meiner seligen Mutter, mit denen ich allmählig, seitdem ich mehr unter die Leute kam, war bekannt geworden, hatte ich auch an meinen Lehrern und einigen der besseren Schulgenossen wahre Freunde gefunden; diese Alle sollte und mußte ich jetzt verlassen. Als wir auf dem Donauschiffe, das uns und unsere Sachen führte, hinabfuhren und am ersten Abende unserer Fahrt die Abendglocken der benachbarten Dorfkirchen ertönten, da war mir es, als wollten sie mich und alles Das, woran ich im Leben noch einige

Freude hatte, zu Grabe läuten; ich saß am hinteren Theile des Schiffes und blickte mit stillen Thränen nach der Gegend zurück, wo meine liebe Vaterstadt lag. Mein wilder Vetter mochte meine Thränen bemerkt haben, er kam zu mir hin, bespritzte mich unter allerhand Spottreden mit Wasser, und noch niemals waren seine Rohheiten mir unerträglicher vorgekommen als heute. Sobald das Schiff an dem Dorfe, da wir übernachten wollten, gelandet hatte, schlich ich mich fort an einen Ort, von welchem ich gewiß wußte, daß Andreas ihn nicht besuchen würde: auf den Kirchhof. Die Kirche war noch offen, ein Bedürfniß meines Herzens, das ich leider schon lange nicht mehr gefühlt hatte, führte mich hinein, ich warf mich nieder, bei einem Betstuhle, und weinte da mein Leid aus. Ich hatte nicht bemerkt, daß noch ein anderer Betender in der Kirche sei, es war der alte Pfarrer des Ortes. Er stand jetzt auf und trat vor mich hin; es war eine schlanke, edle Gestalt mit silberweißem Haare und einem Angesichte, auf welchem ein Frieden Gottes sich aussprach. Er hatte mich weinen hören und fragte mich nach der Ursache meines Kummers. Ich gab ihm mit wenig Worten über meine Lage und Familienverhältnisse Bescheid, klagte ihm aber meine Furcht vor dem fremden Lande, in das ich jetzt ziehen müsse. Der Greis sah mich freundlich an, „mein Sohn,“ sagte er, „halte dich nur treu an die Hand deines Gottes, und du wirst auch im fremden Lande nicht verlassen sein, sondern an Ihm einen Freund haben, der besser ist als alle anderen Freunde. Sei getrost, es wird dir noch gut gehen in deinem Leben, du wirst Freude finden und Frieden.“ Ich war tief bewegt durch diese Anrede, ich bat den lieben Greis um seinen Segen, er gab mir ihn; ich küßte seine Hand und

nahm Abschied: wir werden uns einst wieder sehen, rief er mir noch über die Gräber hinüber nach.

Mir war lange Zeit nicht so wohl und leicht in meinem Herzen gewesen, als in dieser Stunde. Der scharfe Verweis, den ich über mein langes Ausbleiben erhielt, als ich zu den Meinigen in den Gasthof kam, der Spott, mit welchem mir mein Vetter die schon leergegessenen Teller zeigte, berührten mich wenig, ich hatte eine Stärkung empfangen, die mich bei freudigem Muthe erhielt; mein Stück Brod hatte mir noch niemals besser geschmeckt als an diesem Abende; ich schlief heute leicht und fröhlich ein.

Einer solchen Stärkung bedurfte ich jetzt mehr denn jemals, denn in der That, der Anfang meines Aufenthaltes in Ungarn war für mich sauer und schwer. Die Meinigen fanden in ihrem Vaterlande, und vor Allem an unserem Wohnorte, gar viele alte Bekannte, Freunde und Verwandte; ich sah mich unter lauter Fremden, und in einem Lande von fremder Sitte und zum Theil auch fremder Sprache. Während Jene auf Besuch auswaren, saß ich einsam in meinem kleinen Zimmer unter dem Dache, und beschäftigte mich mit meinen Büchern, die nun meine liebste Unterhaltung waren, so wie mit Schreiben und Zeichnen. Ja, es gereichte mir zur Freude, daß mir die vielen Bekanntschaften meiner Tante und ihrer Kinder jetzt so manche Stunden des Alleinseins verschafften, nach denen ich oft vergeblich verlangt hatte.

Mehrere Wochen vergingen, ehe man daran dachte, uns beide Knaben in eine Schule zu bringen. Andreas suchte die Zeit des Nichtsthuns durch Bitten bei seiner Mutter so lang hinaus zu ziehen, als möglich. Endlich gab der Vater auch meinen Bitten nach und brachte uns wieder in eine Schule. Hier wurde ich bald in eine der

höheren Klassen versetzt, Andreas aber, weil er zu den ernsteren Schulstudien weder Lust noch Anlagen hatte, kam in eine Bildungsanstalt für künftige Kaufleute; seine Schwester verließ das elterliche Haus, indem sie mit einem wackeren Manne sich verheirathete.

Meine Lage war im Ganzen noch eben so geblieben, als ich sie Euch schon beschrieben habe. Zwar hatte mein Vater jetzt nicht mehr so viele Reisen zu machen, als bei seinem früheren Geschäfte; er blieb meist bei uns daheim, aber, wie ich schon sagte, ich war oder schien seinem Herzen ein Fremdling geworden zu sein. Andreas brachte ganze Stunden bei ihm in der Handlung zu, half da schon Mancherlei, wozu wieder ich keine Neigung noch Geschick hatte; ihm ließ man das Reiten lernen: ihm wurde ein schönes Pferd gehalten, auf welchem er einher stolzirte, wie ein junger Cavalier; ich „Bücherwurm," so nannte man mich spottweise, war zu dergleichen ritterlichen Uebungen zu schwächlich und ungeschickt, ich ging in meiner einfachen und fast dürftigen Kleidung zu Fuß daher. Wenn Gesellschaft in unserem Hause war, da wußte Andreas sich zierlich zu benehmen, und bei Damen wie bei Herren bemerklich zu machen, während ich armer Stephan, mit meinem noch immer bleichen Gesichte und meiner verkümmerten Gestalt, an der untersten Stelle des Familientisches saß, oder schüchtern in einem Winkel stand.

Es war jetzt die Zeit gekommen, da wir beide die Schule verlassen und zu irgend einem Stande uns bestimmen sollten. Mir freilich blieb da keine freie Wahl; Andreas wurde in die väterliche Handlung genommen; ich, so sagte man, tauge bei meiner Schwächlichkeit nur an den Tisch eines Schneiders, oder, weil es doch in solchem Falle um meine schöne Handschrift Schade sei, an den

Tisch eines Schreibers. Und so geschah es auch; ich wurde dem Rathscopisten zugesellt, dem ich vom Morgen bis zum Abende abschreiben half. Welcher Abstand gegen die schöne, gute Schulzeit, mit welcher es nun für immer ein Ende haben sollte! Da hatte ich nichts gehört, nichts gelesen und geschrieben, was mich nicht gefreut und interessirt hätte, das, was ich jetzt lesen und schreiben sollte, langweilte mich so sehr, daß ich die Feder nur mit Eckel in die Hand nahm. Bei mir hatte die Seele den schwächlichen Körper aufrecht halten und stärken müssen durch jene Thätigkeit, zu welcher sie Beruf und Neigung fühlte; jetzt, da dieses Reiz- und Stärkungsmittel hinwegfiel, unterlag der Leib desto eher den Folgen des unaufhörlichen Sitzens in der dumpfigen Schreibstube, und der langweiligen Anstrengung. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich meiner, alle Eßlust verließ mich, die Schlaflosigkeit meiner früheren Kinderjahre stellte sich in hohem Grade wieder bei mir ein, und mit ihr zugleich eine leibliche Ermattung, die mich fast zum Gehen unfähig machte.

In dieser Zeit wurde ich von einer inneren Versuchung ergriffen, die mir fast noch schwerer zu überwinden schien, als alle die, welche mich bisher betroffen hatten: von der Versuchung zum Selbstmorde. Diese für einen kaum fünfzehnjährigen Burschen unnatürliche Stimmung quälte mich bei Tage wie bei Nacht; ich sehnte mich eben aus dem Leben hinaus, möchte das Ende kommen, auf welche Art es wolle; wie etwa einen Menschen, der in mancherlei Sünden verstrickt ist, die Bilder seiner Sinnenlüste, so verfolgten mich die Bilder von allerhand gewaltsamen Todesarten, und meine Seele verweilte mit Vergnügen daran, denn, so dachte ich, damit ginge es doch zu Ende. In der That, dieses war nicht das fromme Sehnen eines

Christen: „aufgelöst und daheim zu sein bei seinem Herrn,“ sondern der Ausbruch einer feigen Trägheit, die sich des Tages Mühen entziehen möchte. Auch war mitten in diesem schwermüthigen Sehnen ein innerer Widerspruch. Dieses erfuhr ich an mir selber, als ich einst auf einem Spaziergange an der Donau von einem wildgewordenen Stiere verfolgt wurde; ich floh vor diesem mit einer Schnelligkeit und Kraftanstrengung, die ich nicht bei mir möglich gehalten hätte, und auf einige Tage war ich von meiner Versuchung befreit.

Aber meine Schwermuth kam wieder; sie wurde immer heftiger. Wie arm an Freuden kam mir mein Leben vor, wie eckelhaft das Geschäft der Schreibstube. Ich sah jetzt Alles in noch viel trüberem Lichte denn ehemals, ich glaubte mich von allen Menschen gehaßt und verachtet, ich selber erschien mir nun, denn mein Hochmuth war gebrochen, als der armseligste und verächtlichste Mensch auf Erden.

An einem Feiertage gegen Abend saß ich unter dem Schatten eines Baumes an der Donau. Ein Schiff, das aus Wien kam, fuhr an mir vorüber; es gab darauf eine gar fröhliche Gesellschaft, die sich durch Gesang ergötzte. Ach, könntest du, so dachte ich, mit diesen Leuten fahren, weit von hier, weit von der Schreibstube hinweg, in ein anderes Land, wo du ja gern Hirte oder Taglöhner sein wolltest, wenn du nur vom Copiren erlöst sein könntest. Und sollte denn das, so dachte ich weiter, nicht möglich sein, sollte ich denn nicht, wie jeder Vogel, wenn er die Thüre seines Käfichs einmal offen findet, entfliehen können und dürfen? Aber da fiel mir ein, daß ich ja kein Geld habe zu solcher Reise, und ich sah traurig dem Schiffe nach.

In der That, ich, der Sohn eines reichen Kaufmannes, war in meiner Kasse spärlicher beschränkt, als der Sohn manches unbemittelten Handwerksmannes. Ich weiß nicht, was mein lieber Vater damit für Absichten hatte, daß er mich so an Armuth gewöhnte. Gleich, da ich zu dem Copisten kam, sollte ich mir wenigstens einen Theil Dessen, was ich bedurfte, selber verdienen; ich solle, so sagte der Vater, bei Zeiten mein eigenes Brod essen lernen. Mein Vetter Andreas hatte immer Geld genug, das er meist auf recht leichtsinnige Weise verschwendete; mir blieb nur selten von meinem kleinen Taschengelde und spärlichen Verdienste so viel übrig, daß ich mir für die Mußestunden der Sonn- und Feiertage ein gutes Buch kaufen konnte.

Es war Zeit zum Nachhausegehen; wie ein Träumender kam ich daheim an. Ich war diesen Abend allein; meine Verwandten waren zu einem ihrer Freunde ausgebeten. Ich suchte mir aus meinem kleinen Büchervorrathe eine Länderbeschreibung und meine Landkarten hervor, da überlegte und betrachtete ich den Weg, den das Donauschiff, das ich heute gesehen, wahrscheinlich nach dem schwarzen Meere hinab nehmen würde. Von jeder Stadt, von jedem Landestheile las ich die Beschreibung, und mir war es, als sei ich dort und sähe Alles selber mit an. Selbst einen Theil der Nacht hindurch beschäftigten mich meine Reisegedanken und meine Reiselust, und als ich am anderen Tage an meinen Schreibtisch kam, da hörte ich immer die Töne des gestrigen Gesanges der Schiffsgesellschaft, so lebhaft, daß ich selber die Töne mitbrummen mußte, so daß der alte Copist, der neben mir saß, mich fragte: „was ist Ihm, Herr Mirbel?"

Gerade dieser alte Copist, dem ich damals kein Wort

auf seine Frage antwortete, sondern nur eifriger fortschrieb, fand wenig Tage nachher den Schlüssel zu meinem Herzen so gut, daß ich ihn, in Allem, was mich drückte und bekümmerte, zu meinem Vertrauten machte. Wir waren eines Tages Beide viel eher mit unserem Tagewerke zu Ende gekommen, als gewöhnlich, denn die uns zum Abschreiben hingelegten Fascikel von Acten waren aufgearbeitet, und der dicke Registrator, der unsere Hände niemals müßig ließ, war heute außer dem Rathhause beschäftigt, da lud mich mein alter Arbeitsgenosse ein, mit ihm ein Glas Wein in einem Garten zu trinken. Ich folgte der Einladung gern, denn solche Freundlichkeiten waren mir hier noch selten widerfahren.

Herr Mirbel, sagte er zu mir, als wir beisammen in einer von Weinranken umschatteten Laube saßen, Er sieht stets so blaß und traurig aus, daß mir's zu Herzen geht. Ich habe jetzt weder Frau noch Kind mehr, aber einen Sohn habe ich gehabt, der ist mir zeitig gestorben, und ich fürchte, so wird es Seinem Vater auch mit Ihm ergehen, wenn da nicht bald eine andere Einrichtung getroffen wird. Mir scheint es immer, Er ist nicht zum Copisten gemacht und hätte wohl zu etwas Besserem getaugt. Doch da wäre auch jetzt noch Rath dazu; Sein Vater ist reich und Er ist der einzige Sohn; der Vater sollte Ihn erst ein halbes Jahr die Landluft und Ruhe genießen und dann ihn studiren lassen, da könnte wohl etwas Rechtschaffenes aus Ihm werden; so, bei dem täglichen zusammengekauerten Sitzen geht Er vor der Zeit zu Grunde.

Die Theilnahme des alten Mannes rührte mich, er hatte ganz den verborgenen Wunsch meines Herzens getroffen. Ein Wort gab jetzt das andere, ich ließ ihn

einen ziemlich deutlichen Blick in meine Familienverhältnisse thun, und zeigte ihm, wie schwer es sein werde, meinen Vater zu einer bedeutenden Geldausgabe für mich zu bewegen.

Jedich, sagte der Alte, so ist es doch wahr, was ich schon von Anderen gehört habe, daß Sein Vater, der reiche Mann, so hart gegen Ihn, sein einziges Kind, ist. Es ist doppelt unrecht von demselben, denn das ganze Vermögen kommt von seiner seligen Frau her, und soll doch von Rechtswegen, über kurz oder über lang, einmal Ihm, dem Sohne, zufallen. Was wären da etliche tausend Gulden, die sollte man dem reichen Manne, wenn er so unverständig ist, von Gerichts wegen abnehmen und sie an Ihn, den Sohn, zu Seiner Lebenserhaltung wenden.

Das, was der Alte da sprach, betraf zwar zum großen Theile mir schon bekannte Dinge, aber es regte Gedanken in mir auf, die mir noch niemals in den Sinn gekommen waren. Ich wagte es nicht, sie auszusprechen; eine gewisse Scham vor mir selber, oder vielmehr vor dem inneren Richter, der nicht von der Natur und Art des Fleisches ist, hielt mich davon ab. Sollte, so dachte ich, es unrecht sein, wenn ich von Dem, was, obgleich in der Verwahrung meines Vaters, dennoch mein ist, mir etwas nähme und es zu meinem Besten, ja zu meiner Lebensrettung anwendete?

Mein Gott! wie schäme ich mich jetzt dieses Gedankens, und noch mehr, wie schäme ich mich der That, die daraus hervorging. Noch jetzt, nach länger denn siebenzig Jahren, fühle ich die Bewegungen jenes Schamgefühles auf meinen Wangen, und ich müßte vergehen, wenn ich nicht wüßte, daß meine Schuld abgethan und mir vergeben sei. Doch ich muß jetzt in meinem Sündenbekenntnisse fortfahren.

Schon während meines Gespräches mit dem alten Copisten war mir der böse Gedanke gekommen, meinem Vater etwas Geld zu entwenden und damit fort zu gehen in die weite, freie Welt. Zwar kam dazwischen auch jener bessere Gedanke, ich solle doch meinem Vater die Abneigung vor meinem jetzigen Geschäfte und mein leibliches Unvermögen dazu gestehen und ihn recht herzlich bitten, mich, meiner Neigung nach, einen Beruf wählen zu lassen. Auch machte ich wirklich den Versuch, ich ging zu meinem Vater auf das Comptoir, wo ich mit ihm allein zu sein hoffte, hatte ihm auch mein Anliegen zum guten Theile vorgetragen, und war jetzt daran, seine Bedenklichkeiten, die er gegen meinen Wunsch, zu studiren, vorbrachte, zu widerlegen, da trat, unglücklicher Weise, während der Vater noch jene Bedenklichkeiten aussprach, die Tante herein. Sie merkte sogleich, wovon die Rede war, und was sie noch nicht wußte, das erfuhr sie durch Fragen. Ich weiß nicht, wie ich es um die sonst so verständige Frau verschuldet hatte; sie redete da Dinge gegen mich und gegen meinen so natürlichen Wunsch, die weder verständig, noch vor Gott und guten Menschen verantwortlich waren, und mein armer Vater ließ sich auch davon hinreißen; unsere ganze Unterhaltung wurde auf eine Weise abgebrochen, welche die Kluft, die leider ohnehin schon zwischen unseren Herzen war, nur noch weiter machet.

Die Wunde ist nun längst geheilt, damals aber that es freilich dem Herzen sehr wehe, als nun Andreas, der bei seinem Nachhausekommen von einem Spazierritte Alles erfahren hatte, was indeß geschehen war, einen neuen Stoff zu recht boshaftem Spotte über mich, aus meinem Wunsche, studiren zu dürfen, entnahm; mich fragte, was

ich denn eigentlich werden wolle: ob Bischof, ob Minister, oder blos Geheimerath und Leibarzt.

Nur noch Eines muß ich hier zur Entschuldigung meines guten Vaters und wohl auch meiner Tante sagen. So wie ich von Kindheit an durch meine Kränklichkeit und durch die Mißhandlungen meines Vetters eingeschüchtert in meinem väterlichen Hause da stand und mich kund gab, war es meinem lieben Vater nicht zu verdenken, wenn er mich nicht nur für sehr schwach am Leibe, sondern auch an Verstand hielt. Das, was meine Lehrer in den Schulen an mir gerühmt hatten, war schon seit längerer Zeit von der Tante blos als das Werk eines solch' mechanisch wirkenden Gedächtnisses ausgegeben worden, wie man selbst bei Blödsinnigen nicht selten anträfe. Ich konnte es öfters mit eigenen Ohren hören, wie die Tante gegen meinen Vater, so wie gegen Fremde, über mich, als über einen Simpel, urtheilte, und weil ich niemals auch nur eine Sylbe gegen solches Urtheil erwiderte, mochte man meinen, ich verstände nicht einmal, was der eigentliche Sinn solcher Reden sei. Ja wahrlich, die, welche mir dem Blute nach die Nächsten waren, kannten mich weniger als die Fremden, gegen welche ich auch, wie gegen den alten Copisten, viel leichter den Mund und das Herz aufthat, als gegen die Verwandten.

So war denn auch der letzte Versuch, den ich, wie mir schien, zur Rettung meines inneren wie äußeren Lebens gewagt hatte, mißlungen; mein blödes Auge sah keinen weiteren Ausgang aus dem Dunkel, das mich umgab, mir blieb keine Hoffnung als die der Gräber. Meine Schwermuth kehrte im verdoppelten Maaße wieder; die Noth ward größer denn jemals. Hätte ich doch nur dabei auch das Sprichwort bedacht und auf rechte Weise zu

Herzen gefaßt: wo die Noth am größten, da ist Gottes Hülfe am nächsten, dann würde ich der schweren Versuchung nicht unterlegen sein, welche jetzt über mich erging. Wirklich erfuhr ich mehrere Jahre nachher, daß mein Nachbar am Schreibtische, der schon erwähnte alte Rathscopist, welcher, oft vor sich hinmurmelnd, den Kopf schüttelte, wenn er mich so bleich und abgehärmt da sitzen sah, einen Schritt zu meinen Gunsten gethan hatte, der vom besten Erfolge gewesen wäre, wenn ich nicht selber voreilig diesen Erfolg gestört und zernichtet hätte. Der redliche Alte hatte etliche Tage vor jener Reise meines Vaters, von der ich gleich weiter sprechen werde, an einem öffentlichen Orte, wo Beide sich trafen, meinen Vater bei Seite genommen und einige so nachdrückliche Worte, in Beziehung auf mich, zu seinem Herzen gesprochen, daß derselbe nachdenklich nach Hause gegangen war. Gleich am anderen Tage hatte mein Vater, wahrscheinlich ohne seiner Schwester ein Wort davon zu sagen, einige meiner alten Lehrer an der höheren Schule aufgesucht und diese über meine Fähigkeiten befragt; was er hier erfuhr, das hatte ihn so günstig für meine Absichten gestimmt, daß er wirklich zu dem Entschlusse gekommen war, mich gleich nach der Zurückkehr von seiner Reise aus seinem Hause und unserem damaligen Wohnorte in eine Studienanstalt zu bringen, welche als die beste im Lande anerkannt war. Wie schön, wie gesegnet für mich und meinen guten Vater wäre diese Lebensbahn gewesen; wie voll Dornen und Beschwerden war dagegen die, welche ich mir selber in meiner Thorheit erwählte, und wie viele Schmerzen bereitete ich mir und dem Herzen meines Vaters auf diesem Irrwege!

Der gute, ehrliche Rathscopist wußte nicht, welchen

Feuerbrand er durch die Worte in mein leicht entzündliches Herz geworfen hatte: daß man von Gerichts wegen meinem Vater etwas von dem zuletzt doch mir zugehörigen Gelde nehmen und zu meiner Rettung anwenden solle. „Von Gerichts wegen,“ dies wiederholte ich mir oft, „wie sollte das geschehen können? Wer soll da Kläger, wer soll Richter sein?“ Aber, so sprach der Versucher in meinem Herzen, hier gilt es Leben oder Tod, du mußt da selber die Stelle des Richters übernehmen.

So kämpften in meinem Herzen zwei verzehrende Feuer mit einander, davon das eine so verderblich war als das andere. Einmal die Verzagtheit und Verzweiflung, die mich fast zum Selbstmorde treiben, dann der trotzige Sinn, der sich selber Hülfe und Recht verschaffen wollte. Und für dieses Mal siegte der letztere.

Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß die erste That der Sünde, welcher dann so leicht die zweite, die dritte und so fort die anderen, bis zur letzten, folgen, in den Begierden und Gedanken des Herzens liege. Wer nicht so, wie ein Hirte über die Thiere seiner Heerde, ernstlich über alle Begierden und Gedanken seines Inneren wacht, wer nicht hier die ersten Regungen der Sünde niederschlägt, sondern dieselben ungehemmt aufsteigen läßt, dem ergeht es, wie nach einem alten Mährchen jenem Unvorsichtigen, der dem feindseligen Geiste, welcher in dem Zaubertopfe verschlossen lag, den Ausgang öffnete und nun der Riesengestalt, die aus dem aufsteigenden Dampfe sich bildete, in menschlicher Ohnmacht gegenüber stand. Ich hegte ungescheut in meinem Herzen den schändlichen Gedanken, meinen eigenen Vater zu bestehlen; je öfter ich den Gedanken dachte, desto mehr wurde er zum Vorsatze,

und aus dem Vorsatze erwuchs zuletzt, bei erster günstiger Gelegenheit, die That.

Mein alter Freund, der Rathscopist, hatte es aus redlicher Vorsorge für meine Gesundheit im Verlaufe jenes Sommers etliche Male veranlaßt, daß ich, statt seiner, einen der Herren des Rathes als Schreiber und Protokollist begleiten durfte, wenn dieser Geschäfte außer der Stadt, in anderen Gegenden unseres Gerichtsbezirkes hatte. Ich war dann einen, auch wohl mehrere Tage ausgeblieben, und dieses Verweilen in einer besseren, geistigen wie leiblichen Luft, als die meiner gewöhnlichen Umgebung war, hatte mich jederzeit recht sichtlich gestärkt. Dieser Umstand reichte mir den einen Faden zu dem bösen Gewebe dar, in welchem sich bald nachher die Weberin selber, meine Seele, verstrickte, und zu diesem Faden, denn die innere Sünde war jetzt zu ihrer Ausgeburt reif, gesellten sich bald noch andere Fäden.

Mein Vater war im Begriffe, eine jener Reisen anzutreten, zu denen ihm jetzt, seltener als sonst, sein Geschäft die Veranlassung gab. Am letzten Nachmittage vor seiner Reise kam ein Schiff an, welches, wie ich im Vorbeigehen erfuhr, morgen, mit Tagesgrauen, seinen Weg hinab auf der Donau fortsetzen sollte. Ach, hätte ich doch Geld, um auf diesem Schiffe zu entfliehen, so dachte ich, und ging nachsinnend nach dem väterlichen Hause. Schon seit etlichen Tagen hatte es mir geschienen, als sei mein Vater zuthätiger und freundlicher gegen mich, als gewöhnlich, ich wagte es jedoch in meiner Verzagtheit nicht, hieraus eine gute Hoffnung für mich zu schöpfen. Heute rief er mich in's Comptoir, ich sollte ihm seinen Koffer packen helfen. Mir fiel dies nicht als etwas Besonderes auf; ich hatte dasselbe schon öfter thun müssen, denn es

schien, als hätte er bei Geldsachen ein größeres Vertrauen zu mir als zu Andreas. Ach, dieses väterliche Vertrauen, wie sehr mißbrauchte ich es heute!

In eine Chatouille, welche zu unterst im Koffer war, hatte mein Vater mehrere Rollen Geld gelegt. Er ging jetzt, ohne sie zu verschließen, hinaus, um noch mehr Geld und Papiere zu holen, welche er hineinlegen wollte. Kaum hatte er den Rücken gewendet, da wagte ich die Frevelthat, ich griff hinein und nahm zwei kleine Rollen Geld, die ich eilig zu mir steckte. Der Vater trat wieder herein, er bemerkte die Flammenröthe des bösen Gewissens und meine Aufregung nicht; er legte, ohne den Diebstahl zu ahnen, Das, was er gebracht hatte, in die Chatouille hinein, schloß diese zu, reichte mir dann das Andere, das in den Koffer zu bringen war, und mein Geschäft war beendigt.

Ich wollte gehen, da rief mich der gute Vater an seinen Schreibtisch hin und drückte mir fünf neue Thaler in die Hand, mit den Worten: da, Stephan, schenke ich dir etwas, wofür du dir Bücher kaufen kannst.

Ich glaube, das biblische Sprichwort von den glühenden Kohlen, die man auf das Haupt der Feinde sammeln soll, hat auch eine leibliche Wahrheit in sich. Mir war es in jenem Augenblicke, als würde ich vom Scheitel an bis zur Sohle mit einer Gluth übergossen, die mir durch Mark und Bein drang; ich meinte in den Boden sinken zu müssen vor plötzlich aufwallender Reue und Scham. O hätte ich es doch gethan; wäre ich vor meinem Vater, mit dem ich jetzt ganz allein war, niedergesunken, hätte ich seine Hände erfaßt und ihm Alles bekannt. Ich weiß gewiß, er hätte mir vergeben und das natürliche Gefühl des Vaters für sein Kind wäre

aufgewacht und hätte ihm die Decke, die auf seinen Augen lag, hinweggenommen. Wie selig wäre eine solche Wiederkehr des verlorenen Sohnes gewesen, und wie folgenreich für uns Beide. Aber, leider, ich that dieses nicht. Die vieljährige Scheu und Furcht vor meinem Vater band mir die Zunge, schnürte mir das Herz zu. Ich stotterte, wie ganz außer mir, einige unzusammenhängende Worte des Dankes her, und küßte mit sonderbarer Bewegung die Hand des Vaters, welcher bedenklich den Kopf schüttelte, weil ihm vielleicht in diesem Augenblicke das schwer auf's Herz fallen mochte, was er von meiner Anlage zum Blödsinne gehört hatte.

Der letzte gute, warnende Engel, der mich noch von meinem nahen, tiefen Falle retten und zurückhalten wollte, war mit diesem Momente von mir gewichen; ich hatte ihn ja selber mit Gewalt von mir gestoßen — nun trat über mein Herz das Gericht der Verstockung ein. Du hast, so dachte ich, nun endlich einmal den Auslauf zu deiner Rettung genommen, jetzt darfst du nicht mehr zurückweichen, sind ja die Geldmittel, deren du dich so glücklicher Weise bemächtigt hast, ohnehin nur ein kleiner Theil Dessen, was dir von Rechts wegen gebührt.

Mit erheuchelter Ruhe erzählte ich, ohne über meine Lüge zu erröthen, beim Abendessen meinem Vater und der Tante, daß ich morgen wieder ein Schreibergeschäft auf dem Lande habe, welches mich wahrscheinlich mehrere Tage aufhalten werde, bat um Erlaubniß zu dieser kleinen Reise, und erhielt sie ohne Schwierigkeit. Ich nahm noch am Abende Abschied von meinem guten Vater; ach, ich wußte es nicht, daß es der letzte Abschied von ihm auf Erden sein würde; wir wünschten uns Beide glückliche Reise, denn ich hatte gesagt, daß ich mich schon mit

Tagesanbruch bei der Wohnung meines Reisegefährten, eines Herrn vom Rathe, einstellen müsse. Ich konnte die Nacht nicht schlafen, schon lange vor Tagesanbruch war ich, mit einem kleinen Bündel meiner Kleider und Wäsche, bei dem Donauschiffe, bezahlte dem Schiffer einen Thaler für die Fahrt nach Semlin, und noch während der Dämmerung fuhren wir mit günstigem Winde ab. Wie froh war ich, als ich mich bei Anbruch des Tages schon ziemlich weit von der Stadt entfernt sah, und als diese bald ganz aus meinen Augen entschwand.

Seine ersten Tagreisen legte unser Schiff mit fortwährend günstigem Nordwinde zurück; wir kamen schon in drei Tagen bis in die Gegend von Fukowar, obgleich wir jede Nacht am Lande anlegten. Bei einer dieser Gelegenheiten war auch ich an's Land gegangen, und erst hier, beim Lichte der Abenddämmerung, hatte ich es gewagt, einen Blick in die Geldrollen zu thun, die ich meinem Vater entwendet hatte. Zu meinem wahrhaften Schrecken sah ich, daß sie, nicht, wie ich in dem Wahne stand, Silbermünzen, sondern Goldstücke enthielten. Ich hatte eine Summe bei mir, die mir nach meinem damaligen Maaßstabe ungeheuer groß erschien, denn in beiden Röllchen zusammen mochten gegen hundert Dukaten sein.

Mit argwöhnisch furchtsamen Augen betrachtete ich, bei meiner Zurückkehr nach dem Schiffe, alle die Leute, zwischen denen ich gewöhnlich bei Nacht auf dem Verdecke schlief; Jeder, so meinte ich, könne — mein Gewissen sagte mir, daß ich selber einer sei — an mir zum Diebe werden, endlich entschloß ich mich, die Geldrollen, mit dem altmodischen Petschaft, das ich an meiner bronzenen Uhr trug, gesiegelt, sammt meinen Kleidern, dem Kapitän

in Verwahrung zu geben, der, wie ich wußte, ein wackerer, wohlhabender Bürger aus Mölk war.

So rasch auch unsere Fahrt in den ersten Tagen vor sich gegangen war, gerieth sie dennoch jenseits Fukowar in's Stocken; der günstige Wind verließ uns; bei Peterwardein hielt uns der einfallende, dichte Nebel fast einen ganzen Tag zurück. Endlich landeten wir, nach mancher erduldeten Mühseligkeit, bei Semlin, von wo aus ich, nach einem schon länger gefaßten Plane, über die Save hinüber in's türkische Gebiet, und dann, entweder zu Wasser oder zu Lande, nach Konstantinopel gehen wollte, wo einer meiner gewesenen Schulfreunde bei einem deutschen Handelshause in Diensten stand. Denn dort, so meinte ich, nach Dem, was ich öfter darüber vernommen hatte, könnte ein Mensch, der, wie ich, mehrere Sprachen verstand, gar leicht durch Briefeschreiben und Uebersetzen, ja selbst durch Abschreiben, sein Brod erwerben. Ich hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen, denn die Lebensmittel, mit denen sich die Meisten von uns vom Lande aus zu versorgen pflegten, waren mir bei der unerwarteten Verzögerung unserer Fahrt ausgegangen, ich eilte an's Land, mit dem Vorsatze, mich nur hier zu sättigen und dann noch einmal zum Nachtlager auf das Schiff zurückzukehren.

Die Weinschenke, nach welcher man mich hingewiesen hatte, bestand aus einer großen, bretternen Hütte, in welcher viele Tische und Bänke aufgeschlagen waren. Es war schon tiefe Dämmerung; der weite Raum war nur spärlich durch einige Lichter erhellt, obgleich eine Menge von Gästen an den Tischen saßen; ich selber hatte mich, nach meiner schüchternen Weise, in einen ziemlich dunklen Winkel, in der Nähe des Einganges, gesetzt.

„Wo wollen Sie so eilig hin?“ fragte der Wirth einen Unteroffizier, der so eben in Begleitung etlicher Soldaten zur Thüre hinaustrat. „Wir haben,“ antwortete der Sergeant, „auf dem, wie ich höre, so eben angekommenen Donauschiffe, „der Brabanter“ genannt, eine verdächtige Person aufzuheben.“ — Es ist, so sprach, als die Soldaten fort waren, ein Anderer, der eine Art von Gränzwächter schien, ein junger Mensch aus P., der seinem Vater davon gelaufen ist und eine bedeutende Summe Geldes mit sich genommen hat; die Anzeige davon, nebst Beschreibung des Diebes, ist schon heute Morgen mit der Post eingelaufen.

Ich war wie von einem Donnerschlage aufgeschreckt. Das Schiff, auf welchem ich von P. gekommen war, hieß der Brabanter, und wer konnte der junge Mensch, der seinem Vater entlaufen und zum Diebe an demselben geworden war, anders sein, als ich. Ich steckte das Brod, das man mir zu meinem Glase Wein hingelegt hatte, zu mir und machte mich eilig aus der Bretterhütte hinaus, wo Keiner auf mich und mein Thun zu achten schien. — Lieber sterben, so dachte ich, denn jetzt, als Dieb, wieder in's väterliche Haus gebracht werden!

In der Nähe des Pallisadenhofes der Quarantäne ist der Ort, an welchem die Ueberfahrt über die Save, von Belgrad nach Semlin und von Semlin nach Belgrad, geschieht. Wer vom jenseitigen, serbischen Ufer herüberkommt, dem ist das Annahen an die Stadt und an jeden ihrer Bewohner streng untersagt; er wird als der Ansteckung von der Pest verdächtig betrachtet und darf mit den Bewohnern des diesseitigen Ufers nur entweder über die Schranken der doppelten Pfahlreihe unterhandeln, oder er muß sich einer ziemlich langen und beschwerlichen

Quarantäne unterwerfen. Wenn dagegen Einer vom diesseitigen Ufer sich unter die jenseits der Pfähle stehenden Serbier und Türken, oder unter die Ankömmlinge von Belgrad herüber mischt, dann wird er zwar von diesen als ihres Gleichen aufgenommen und kann ohne alles Hinderniß mit der Fähre nach Belgrad hinüber gehen, den Leuten aber in Semlin ist er nun eben so verdächtig und unannahbar geworden als ein Türke.

Ich hatte diese Einrichtung, welche damals freilich erst seit nicht viel länger als einem Jahre, seit dem nachtheiligen Frieden vom Jahre 1739 bestand, bei welchem Oestreich Belgrad und ganz Serbien wieder an die Türken verlor, schon auf dem Schiffe beschreiben hören, und als ich heute an's Land trat, hatte ich die Gegend der Quarantäne, so wie der serbischen Fähre gesehen. Für mich war diese jetzt die einzige Freistätte, an der ich vor den wohlverdienten Verfolgungen der Gerechtigkeitspflege sicher war. Mit schnellen Schritten lief ich nach dem Ufer hin und entging glücklich der Aufmerksamkeit der wachthabenden Soldaten; als wäre es so bestellt worden, fand ich die Fähre so eben am Abstoßen; sie war im Begriffe, ihre letzte Ueberfahrt für den heutigen Tag zu machen, man nahm mich noch auf unter den zahlreichen Troß der serbischen Bauern und Handelsleute. Als wir jenseits der Mitte des Flusses waren, hörten wir, vom Semliner Ufer her, ein lautes Rufen; der türkische Fährmann schrie einige zornige Worte dagegen hinüber. Ich fragte einen Handelsmann auf Ungarisch, was das bedeute? „Sie wollen," antwortete dieser, „dem Türken zumuthen, daß er noch einmal mit seiner Fähre nach dem Semliner Ufer hinüberrudern solle, weil vermuthlich ein Dieb, der ihnen entsprungen, unter uns sei, der Türke aber ant-

wortet, die von der Semliner Seite wären alle Schelmen und Diebe, wegen eines einzigen Schelmen, den er ihnen zurückbringen solle, könne er so spät am Abende nicht noch einmal überfahren."

Mich ergriff abermals, als ich dies vernahm, ein tiefer Schrecken; ich war froh, daß die Fähre jetzt landete. Der Handelsmann, mit welchem ich vorhin gesprochen hatte, wollte mich bereden, mit ihm in ein Gasthaus zu gehen, das bei den unteren Häusern der Stadt, nahe am Ufer, lag; ich aber entschuldigte mich mit der Ausrede, daß ich in einer anderen Gegend der Vorstadt einen Freund aufsuchen werde; im Dunkel der Nacht blieb ich hinter dem Zuge der Uebergefahrenen zurück und schlug einen Seitenweg ein, der mich gegen Westen, weit von den Wachtfeuern der Stadt, hinwegführte. Mein Weg zog sich bergan; wie konnte ich, mitten im völlig unbekannten Lande, wissen, wohin er mich führte? Plötzlich sah ich mich am Rande eines dichten Waldes; ich konnte vor Hunger und Müdigkeit nicht weiter; ich streckte mich am Stamme einer Eiche auf den Boden und stärkte mich durch das in Semlin mitgenommene Brod.

Ich hatte jetzt Muße genug, über meine neue Lage nachzudenken. Zwar war ich glücklich über die Gränze gekommen; ich konnte mich hier, im türkischen Gebiete, vor nachsetzenden Soldaten und Polizeidienern des jenseitigen Gebietes so ziemlich sicher halten, aber was sollte nun da im wildfremden Lande aus mir werden? Von dem Gelde, das ich meinem Vater entwendet hatte, galt das Sprichwort: wie gewonnen, so zerronnen; ich hatte dasselbe, wie ich schon sagte, auf dem Schiffe in der Verwahrung des Kapitäns zurückgelassen, und durch diesen ehrlichen Mann hat es, wie ich später erfuhr, mein Vater

treulich wieder zugestellt bekommen, das, was mir noch blieb, war der Rest der fünf Thaler, welche mein guter Vater mir am letzten Abende schenkte, und einige Groschen des redlich von mir erworbenen Abschreibegeldes. Dazu hatte ich auch von Kleidungsstücken und Wäsche nur Das, was ich am Leibe trug, und dies war verhältnißmäßig gerade das Schlechtere, denn die besseren Sachen waren mit meinem Gelde auf dem Schiffe geblieben.

Mit diesen wenigen Mitteln hatte ich mich in die Welt hinausgewagt, in welcher ich jetzt noch in anderem Sinne, als dies bisher der Fall gewesen, einsam und ganz verlassen da stand; ich, der ich meiner leiblichen Schwächlichkeit wegen viel mehr der fremden Hilfe und des Schutzes bedürftig schien, als Andere.

Es war die erste Nacht in meinem Leben, welche ich, ferne von einem menschlichen Obdache, im Freien zubrachte. Zwar zum Glücke für mich war es in der wärmeren Zeit des Jahres, im August, doch fühlte ich in meiner dünnen Kleidung die Kühle der Nachtluft so empfindlich, daß mir's unmöglich war, meine Sorgen und meine Ermüdung zu verschlafen; mit Freuden hörte ich die ersten Töne der Vögel und sah gegen Osten hin es helle werden.

Das Licht des Tages gab mir neuen Lebensmuth. Die Sorgen der Nacht waren vergessen, ich war dennoch in meiner Armuth fröhlich und vergnügt; es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mich ganz frei fühlte. Den Fehltritt, durch den ich zu dieser Freiheit gelangt war, sah ich noch nicht in seiner ganzen Schwere ein, und Gott vergab mir meine Blindheit, er that an mir, wie in einem Psalm geschrieben steht: „er suchte meine Sünde mit der Ruthe heim, und meine Missethat mit Plagen, seine Gnade aber wendete er nicht von mir, seine

Wahrheit ließ er nicht von mir weichen." Ich empfand es jetzt tief, was der ehrwürdige alte Geistliche an jenem Abende, da ich die Reise nach Ungarn antrat, zu mir sagte; ich empfand es, daß ich dennoch auch hier, in dem noch fremderen Lande, meinen Gott als treuesten Freund und Begleiter bei mir habe, wenn ich mich nur treu und fest an seine Hand hielt. Und dieses Festhalten an Ihm und an Seinen Geboten gelobte ich Ihm in innigem Gebete.

Das Land stand mir jetzt offen; ich hatte, ob ich nach Süden oder Westen ging, überall gleich wenig zu gewinnen oder zu verlieren. Dennoch hätte ich gerne gewußt, wohin die Straße führte, welche sich in den dichten Eichenwald hineinzog, an dessen Saum ich übernachtet hatte. Ich fragte einen Mann in der slavonischen Bauerntracht, der einen Ochsen vor sich hertrieb und so eben aus dem Walde herauskam; ich fragte ihn auf deutsch, fragte ihn auf ungarisch, er schüttelte den Kopf und antwortete mir in seiner mir unverständlichen Landessprache. Das machte mich allerdings etwas bedenklich; geht dir's, so dachte ich, schon hier so, an der Gränze, was soll erst tiefer hinein, im Inneren des Landes, geschehen? Indeß zauderte ich nicht lange, ich schritt muthig in den Eichenwald hinein. Schon in Tolna, wo das Donauschiff auf eine Stunde lang anhielt, hatte ich mir an einem der ersten Tage meiner Herfahrt nach Semlin ein gutes Messer gekauft, mit diesem schnitt ich mir jetzt einen Wanderstab ab, und es war mir, als hätte ich an ihm einen guten, sichtbaren Gefährten auf meiner Reise bekommen.

Mein Weg mochte mich etwa drei Stunden lang durch den dichten, kühlen Wald geführt haben, den nämlichen, welcher am 21. Juli 1739 für einen ansehnlichen Theil der kaiserlich = österreichischen Armee zum Sterbe=

lager und Todtenacker geworden war, da öffnete sich mir wieder die Aussicht in's Freie. Vor mir lag eine felsige Anhöhe, über die sich der Weg, dem ich bisher gefolgt war, hinanzog; in der Ferne bemerkte ich dort oben ein einzeln stehendes Haus. Ich fühlte starken Hunger, denn das Stücklein Brod, das ich in Semlin erbeutete, hatte mich selbst am gestrigen Abende nur halb gesättigt, darum beflügelte ich meine Schritte, soweit die Ermüdung dies zuließ, um das Haus zu erreichen. Die Bewohner desselben waren alle auf dem Felde, mit der Ernte beschäftigt, bis auf eine alte Mutter, die des Hauses hütete. Ich gewann sogleich guten Muth, denn das Crucifix, das ich im Hause sah, bezeugte mir, daß hier keine Türken, sondern Christen wohnten, dazu verstand und sprach auch die Alte etwas Ungarisch. Ich setzte mich außen vor dem Hofe unter den dichten Schatten der Wallnußbäume auf einen roh behauenen Stein, der als Bank diente, dorthin brachte mir das Mütterchen Brod und Milch.

Mit innigerem Behagen hatte ich kaum jemals in meinem Leben der Ruhe genossen, als hier unter dem Schatten der Wallnußbäume; besser als heute hatte mir noch niemals irgend ein Gericht auf Erden geschmeckt, als diese allerdings vortreffliche Milch, sammt dem guten Brode. Ein erfrischender Wind wehete vom Gebirge her, die Aussicht von der freien Höhe war unvergleichlich schön. Denn weit über den tiefer gelegenen Wald hin erblickt man dort gegen Westen die Save, in Nord und Nordosten die mächtige Donau, und jenseits derselben die fruchtbaren Ebenen von Ungarn, während gegen Süd und Südost das Auge mit Wohlgefallen auf den meist waldbewachsenen Gebirgen von Serbien ausruht. Mir war so wohl und leicht zu Muthe, wie es der Gebirgstaube

sein mag, wenn sie, wie man von ihr zu sagen pflegt, nach ihrer Weise im Genusse der reifen Trauben sich berauscht hat.

Das alte Mütterchen kam zu mir hin und fragte mich neugierig aus, woher ich käme, wohin ich wolle? Ich befriedigte ihre Wißbegier, so gut ich's vermochte, theilte ihr auch meinen Plan mit, zu Wasser oder zu Lande nach Konstantinopel zu reisen. Sie schüttelte dazu den Kopf und meinte, das würde mir, so ganz allein, wie ich sei, schwer genug werden, redete mir auch gar Vieles von der Noth und den Gefahren, die mir dabei bevorstünden. Ich aber ließ mich von meinem Plane nicht abwendig machen, obgleich dieser, wie sich bald darauf zeigte, dem Gewebe glich, das eine Spinne während der Nacht über die Gartenthür eines starken Mannes spinnt, der am Morgen, ohne auf die feinen Fäden zu achten, seines Weges hindurchgeht. Denn gerade so wurde mein kindischer Reiseplan durch jenen mächtigeren Zug durchkreuzt und zu nichte gemacht, der mich zum eigentlichen Ziele meines Lebens führte.

Die freundliche Alte nahm durchaus für ihre vortreffliche Milch und das gute Brod, das sie mir gereicht hatte, keine Bezahlung an. Denn, sagte sie, es sei hier nicht Sitte des Landes, sich jeden Bissen, den man einem hungernden Wanderer reiche, bezahlen zu lassen, und überdies schiene es ihr, als habe ich es wohl nöthig, mein weniges Geld zusammen zu nehmen für meine weitere Reise. Ich schied mit herzlichem Danke.

Die gute Frau hielt mich für so arm, und dieses war ich doch, in meinen eigenen Augen, keineswegs. Von den fünf neuen Thalern, welche mein lieber Vater mir schenkte, besaß ich noch drei, dazu auch einige kleine türki=

sche Münze, die ich mir schon auf dem Schiffe eingewechselt hatte. Welcher Schatz in einem Lande, wo der Arme, wie ich dies oft gehört hatte, so überaus wohlfeil reist!

Der Tag wurde heiß, die Straße führte jetzt, auf eine lange Strecke hin, durch eine baum- und schattenlose Gegend, an Feldern vorüber, auf denen man viele fleißige Menschen mit der Ernte beschäftigt sah. Bald fühlte ich, wie ungewohnt meine Füße des Gehens seien, die Sohlen schmerzten mich, dazu kam die Ermattung von der schlaflos zugebrachten Nacht; willkommen war mir deshalb der Schatten eines Felsens, der nahe am Wege zum Ausruhen mich einlud; hier streckte ich mich hin und war bald so fest eingeschlafen, als wäre es Mitternacht um mich. Als ich erwachte, stand die Sonne schon tief; ich hatte zu eilen, wenn ich nicht wieder im Freien übernachten wollte, denn erst in weiter Ferne, tief unten am Abhange des Berges, erblickte ich menschliche Wohnungen.

Es war ein Dorf, von armen Landleuten bewohnt. Mehr durch Zeichen als durch Worte gab ich den Bewohnern einer der ansehnlichsten Hütten mein Verlangen kund, etwas zu essen und bei ihnen zu übernachten. Man wies mir sogleich einen Sitz auf der hölzernen Bank, unweit der Feuerstätte, an, und lud mich durch Winke ein, an der Mahlzeit, die für die Hausleute bereitet war, Theil zu nehmen. Auch hier hatte ich am anderen Morgen Mühe, meinem gutwilligen Wirthe ein wenig Geld für seine Bewirthung aufzudringen. Außer der gastfreien Sitte sprach in diesem und ähnlichen Fällen die große Anhänglichkeit zu meinen Gunsten, welche die erst seit Kurzem wieder unter das türkische Joch gebeugten Serbier gegen ihre vorige österreichische Regierung und gegen österreichische Unterthanen hatten.

Das Wandern ging mir heute schon leichter von statten, als gestern, doch schmerzten mich die von meiner sitzenden Lebensart verweichlichten Fußsohlen. Darum würde mich der Anblick der nahen Donau, auf welcher Fischerkähne auf- und abfuhren, schon für sich allein in's Thal hinabgelockt haben, wenn auch nicht meine Straße diese Richtung genommen hätte. Hier, meinte ich, werde sich wohl eine Schiffsgelegenheit nach Konstantinopel finden, die mich des Fußgehens überheben könnte.

Eine stattliche Festung, mit hohen Mauern und mit einer Menge von Thürmchen und Zinnen, lag vor mir; es war die türkische Festung Semendria. Da ich näher kam, sah ich dort nichts als Türken; mich ergriff ein Gefühl der Unheimlichkeit, ich ging schüchtern an dem Thore und seinen eisernen Kanonen vorüber, wo die wachthabenden Soldaten, statt mit Gewehren in der Hand, mit ihren langen Tabakspfeifen, ruhig schmauchend, dasaßen. Niemand fragte mich oder redete mich an, denn obgleich die Aufregung der Türken gegen die Christen seit dem letzten Kriege noch sehr groß war, konnte dennoch ein Fremder von meiner unbedeutenden Art damals ohne Paß oder Firman durch die Türkei wandern; ich kam hinab an's Ufer des Flusses, wo die Fahrzeuge standen. Von der türkischen Sprache kannte ich damals fast noch nichts als den Namen von Konstantinopel; indem ich den Schiffern, die in einigen der größten Fahrzeuge saßen, Geld in der einen Hand hinzeigte, rief ich „Stambul" (Konstantinopel) und winkte mit der anderen Hand nach dem Laufe der Donau hinab. Die meisten der so angeredeten Türken würdigten mich keiner Antwort; sie rauchten schweigend ihre Pfeife fort, indem sie meinten, ich würde schon selber das Nein verstehen, das in ihrem Schweigen lag;

nur einer, ein sehr alter Mann, der in einem Kahne ganz allein saß, winkte mir, zu ihm hereinzusitzen, nahm aber kein Geld von mir, sondern reichte mir das Ruder in die Hand, indem er mir durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich rudern solle. Ich hatte dieses Geschäft noch niemals getrieben, schlecht genug mag ich es versehen haben, wie mich dies auch die unwilligen Blicke errathen ließen, welche mir der Türke, der am Steuerruder arbeitete, von Zeit zu Zeit zuwarf. Indeß ging doch unsere Fahrt abwärts in dem Strome, dessen Wogen uns auch ohne Hülfe der Ruder weiter führten; ich sah mit Vergnügen, wie allmählig die Festung mit ihren Zinnen hinter uns verschwand; mit jeder Stunde kam ich ja so meinem Ziele: Konstantinopel, um Etwas näher!

Am Mittag steuerte mein alter Schiffer nach dem Ufer hin, wo etliche Hütten standen. Ich wollte mir da etwas Speise kaufen, der Türke aber winkte mir, mich neben ihn zu setzen, that einen Sack auf, worin geröstete Kastanien, Brod und Käse waren, und lud mich durch Zeichen ein, mit ihm zu essen. Wir ruheten hier im grünen Grase und Schatten der Weidenbäume etliche Stunden, dann begann die Fahrt von Neuem, die für mich von jetzt an nicht mehr die vergnüglichste war, denn obgleich ich das Ruder gerade nicht mit sonderlicher Kraft anfaßte, hatte sich dennoch die Haut meiner inneren Handflächen schon ebenso mit Blasen bedeckt, als dies die Haut der Fußsohlen vom Gehen gethan; diese schwachen Hände waren bei meiner bisherigen Lebensweise keines anderen Geschäftes gewohnt worden, als des Schreibens, und von der leichten Feder zu einem schweren Ruder war der Abstand gar zu groß.

Mein alter Türke, je ohnmächtiger und schlechter ich mich am Ruder benahm, sah mich immer öfter und mit finstereren Blicken an, es war, als zöge sich auf seiner gerunzelten Stirne und zwischen seinen buschigen Augenbraunen ein starkes Ungewitter zusammen. Als die Sonne untergegangen war und er jetzt dem Lande zusteuerte, deutete er kopfschüttelnd auf einen Hügel am fernen Ufer hin, und ich vermuthete, daß dort das Ziel war, das er eigentlich der heutigen Fahrt bestimmt hatte. Dennoch ließ er mich wieder eben so, wie am Mittag, an seinen Mundvorräthen Theil nehmen, breitete mir auch einige Ziegenfelle zum Nachtlager neben seiner Lagerstätte hin. Als ich aber am anderen Morgen wieder zu ihm hineinsteigen wollte in's Boot, da hob er mit zornigem Blicke eine Peitsche, aus starken Lederriemen geflochten, auf, und drohete mir, indem er mich durch Zeichen hinaussteigen hieß, mit Schlägen. Ich folgte dem leicht verständlichen Winke, und der Alte, indem er Worte, wahrscheinlich des Unwillens, in seinen Bart hineinbrummte, fuhr allein ab.

So hatte ich, gleich bei dieser ersten Bekanntschaft mit einem Türken, die Gastfreundlichkeit wie die Grobheit dieses Volkes zugleich erfahren. Der Alte hatte für seine Bewirthung nicht einmal einen Dank von mir angenommen, obgleich ihm, das sah ich wohl ein, meine Hülfleistung am Ruder keinen Heller werth gewesen war.

Da stand ich nun wieder auf dem Boden des fremden Landes und wußte nicht, was ich anfangen sollte. Die Hände thaten mir noch so weh vom gestrigen Rudern, daß ich kaum den Stock damit halten konnte; die Füße waren so schmerzhaft, daß ich mich nur schwer zum Weitergehen entschließen mochte. Dennoch schlich ich auf

einem Fußsteige, der am Ufer des Flusses hinabführte, weiter. Zu meiner Rechten erblickte ich, nachdem ich mehrere Stunden lang mehr geschlichen als gegangen war, ein scheinbar ansehnliches Dorf; dort beschloß ich zu rasten, bis sich der Schmerz meiner Glieder etwas gelindert hätte. Der Ort war ganz von griechischen Christen bewohnt; ich kam so eben dort an, als man unter den Gebräuchen des Landes einen Todten im offenen Sarge nach dem Kirchhofe trug. Ich sah mit Theilnahme der Bestattung zu, hörte das laute Wehklagen der Frauen, sah die Trauer des Vaters, der, so schien es mir, meinem eigenen, lieben Vater ähnlich gestaltet war und mich so lebhaft an diesen erinnerte, daß ich tief bewegt war. Ein junger Mann, der auch zur Leichenbegleitung gehörte, hatte mich bemerkt, er redete mich in der Landessprache, und da ich durch Kopfschütteln ihm meine Unkenntniß derselben zu verstehen gab, auf Ungarisch an und lud mich ein, an der Mahlzeit Theil zu nehmen, welche für alle Begleiter des Leichenzuges bereitet war. An einem der langen Tische, welche im Schatten eines Gebäudes, im Freien, aufgeschlagen waren, nahm ich Platz. Unter den anwesenden Gästen fiel mir am meisten der alte, griechische Pope auf, in dessen Gesichtszügen Etwas lag, das mich anzog und einnahm.

Hier unter diesen guten Leuten, so dachte ich, möchte ich einige Zeit bleiben, bis ich erst wieder geheilt, ja vielleicht bis ich erst der Landessprache und des Türkischen kundig, und so zu meiner Reise geschickter wäre.

„Welches Handwerk,“ so fragte mich der junge Mann, der mich einlud, „verstehst Du? Kannst Du Kleider machen oder Schuhe, oder verstehst Du Dich auf das Fertigen der Messer?“

Ich bin, sagte ich, ein Schreiber und verstehe Manches von Dem, was in Büchern steht, aber ich wollte gern auch bei anderen Geschäften mit Hand anlegen und behülflich sein.

„Dann mußt Du," sagte der Andere, „bei unserem Pope in Dienste gehen, denn der kann auch lesen, was in Büchern steht, und mein Bruder, den wir heute begraben haben, war sein Knecht."

Ohne mich weiter zu fragen, wendete sich jetzt mein Tischnachbar an den alten Pope, den er in der Landessprache anredete, und ihn, wie ich bald nachher erfuhr, fragte, ob er mich wohl zu seinem Knechte annehmen möge? Der Pope sah mich forschend an, und nach einer kurzen Unterredung mit meinem Nachbar sagte mir dieser: „wenn Du willst, kannst Du schon heute in dem Hause unseres Priesters als Knecht einziehen."

Ich mußte lächeln über diese unverhofft schnelle, sonderbare Wendung meines Schicksals, und ich stand keinen Augenblick an, zu dem Anerbieten Ja zu sagen. Nach der Mahlzeit dankte ich meinem Wirthe für die gastfreie Aufnahme und folgte sogleich meinem neuen Herrn nach seiner Behausung. Freilich bemerkte ich schon auf diesem Wege zu meinem Bedauern, daß der Pope, obgleich so nahe an der Gränze wohnend, kein Wort weder Ungarisch, noch Deutsch, verstand, indeß tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß ich bald würde in seiner Landessprache mit ihm reden können. Und als wir in sein Haus traten, begegnete mir Etwas, das mich noch mehr über meine etwaigen Bedenklichkeiten beruhigte. Denn die Frau des Pope, als dieser einige Worte mit ihr gesprochen hatte, redete mich sogleich ganz geläufig auf Ungarisch an, welches, wie ich später erfuhr, ihre Mutter=

sprache war. Ihre Fragen über mein Herkommen und die Absicht meiner Reise beantwortete ich so gut als möglich, und sie schien damit befriedigt; ihr Gemahl aber schien die Wahrheit meiner Aussage, daß ich meinem Stande nach ein Schreiber sei, noch besser prüfen zu wollen; er führte mich hinein in sein Zimmer, stellte mir ein griechisches Buch und zugleich auch Feder, Tinte und Papier hin, und hieß mich durch Winke etwas aus diesem Buche abschreiben. Und hier kam mir meine kleine Uebung in den Gelehrtenschulen wohl zu statten; ich schrieb ihm einen Psalm mit sauberen, griechischen Buchstaben und vollkommen correct mit großer Schnelligkeit ab, so daß der Alte freundlich lächelte und mir, Beifall gebend, mit der Hand auf die Schulter klopfte.

Ich glaubte jetzt auf dem besten Wege zu sein, mein Glück mit der Feder zu machen, und mein mäßiges Brod, wie bisher, für einige Zeit durch Schreiben zu verdienen, aber mein alter Pope und seine gute, corpulente Hausfrau hatten etwas Anderes mit mir vor; ich mußte, wie ich dies freilich wohl verdient hatte, das Geschäft des verlorenen Sohnes im Evangelio übernehmen. Gleich am anderen Morgen führte mich die Hausfrau heraus in den Hof; hier schob sie die Riegel hinweg von den Stallthüren, that diese auf, und heraus fuhr, mit lautem Grunzen, eine nicht unansehnliche Heerde von Schweinen. Sie gab mir darauf die Peitsche und eine Art von Hifthorn in die Hand, hing mir eine Hirtentasche mit Mundvorrath um, zeigte mir einen Hügel in der Nachbarschaft, und sagte mir, daß ich dort die Schweine hüten solle bis an den Abend; zur Mittagszeit werde sie mir einen Topf mit Essen bringen.

Ich machte freilich große Augen über diese Zumuthung,

und wollte etwas darauf entgegnen; ehe ich aber dazu kam, hatte sich die rasche Hausfrau schon wieder nach ihrer Thüre zugewendet. Diesen guten Leuten kam das Schweinehüten als eine eben so ehrbare und vielleicht noch ehrbarere Handthierung vor, als das Abschreiben; denn dieses, das wußten sie, trägt nur wenig Brod ein, während der Handel mit Schweinen, den sie mit sehr gutem Erfolge betrieben, ihnen einen reichlichen Erwerb gab.

Nachdenklich und kopfschüttelnd folgte ich meiner borstigen Heerde, welche schon im wilden Laufe aus der Hofthüre hinausgestürmt war und dem Hügel zueilte, auf welchem, längs dem Eichen- und Buchenwalde, ein Sumpf sich ausdehnte. Ein ziemlich großer Hund kam mir und den Schweinen aus dem Pfarrhause nachgesprungen; er bellte mich anfangs als einen Fremden an, aber bald bemerkte das kluge Thier, daß ich sein neuer Kollege sei, und als wir oben auf dem Hügel angekommen waren und ich unter einem Kastanienbaume meinen Sitz eingenommen hatte, setzte sich der Hund traulich zu meinen Füßen und nahm, freundlich wedelnd, die Bissen des Brodes an, die ich ihm aus meiner Hirtentasche reichte.

Am Mittag wurden wir Beide, ich und mein vierfüßiger Kollege, reichlich mit einer Art von Hafermuß versorgt, den die Frau des Pope selber heraustrug. Denn die guten Leute hatten außer mir keinen Dienstboten im Hause, nur zuweilen half ein Zigeunerbube bei dem einen oder anderen Geschäfte des Hauses, doch wurde diesem kein großes Vertrauen geschenkt, namentlich wurde er niemals des Hüter- oder Pflegeramtes der Schweine gewürdigt, weil die Hausfrau den Zigeunern allerhand Böses nachsagte und sie in Verdacht hatte, daß sie bei Gelegenheit

selbst jenen schätzbaren Thieren etwas beibringen möchten, um das Fleisch des Aases zu erbeuten.

Einfach und, wie Viele gesagt haben würden, schlecht genug war diese meine Lebensweise, und ich muß es bekennen, daß ich mich ihrer zuweilen vor mir selber schämte. Wie würde, so dachte ich dann, mein Vetter Andreas sich in das Fäustchen lachen und laut über mich höhnen, wenn er mich hier die Säue hüten sähe; wie würde die Tante triumphirend ausrufen: da sieht man, was der eigentliche Beruf dieses blödsinnigen und dabei doch hochmüthigen Stephan ist, der sich, als er studiren wollte, wohl gar in die Lage eines kaiserlichen Hofraths hineinträumen mochte.

Indeß, solche Gedanken kamen mir doch nur selten, und als ich erst einige Zeit hier war, immer seltener. Sie kamen mir wie die schweren Träume von Lebensgefahren auf dem Wasser einem gewesenen Seefahrer, der jetzt schon seit langer Zeit sicher am Lande lebt. Ja, es mag so sonderbar scheinen als es wolle, mein Sauhirtenstand bekam mir an Seele und Leib so wohl, wie mir kaum, wenn mir Alles nach Wunsch gegangen wäre, der Aufenthalt an einer hohen Bildungsanstalt meines Vaterlandes bekommen sein würde. Denn, was die Hauptsache betrifft, er war mir eine Schule der wahrhaft gründlichen Demüthigung. „Das, was dir jetzt widerfährt," dachte ich, „hast du dennoch an deinem guten Vater verdient, als du ihn bestahlst, und eigentlich hast du armer Mensch doch nur Gott zu danken, daß Er dir hier im wildfremden Lande dein tägliches Brod bescheerte und dir ein Obdach gab vor dem nahenden Winter."

Aber dieses inwendige Wohlergehen und Wachsthum würde vielleicht noch nicht so in die Augen eines Be-

kannten gefallen sein, der mich etwa einige Monate nach meiner Flucht aus dem väterlichen Hause hier in Serbien wieder gesehen hätte, als mein äußeres, leibliches Gedeihen. Ich begreife kaum, wie es zuging, daß meine Natur hier in so überraschender Schnelle das Versäumte einholte. Ich hatte zwar keinen Spiegel, um mich zu betrachten, hatte auch früher niemals ein großes Verlangen danach gehabt, mein bleiches, abgezehrtes Gesicht in einem Spiegel zu beschauen, aber auch ohne Spiegel sagte mir es mein Gefühl und meine leibliche Erfahrung, daß ich von Tag zu Tag mehr aus einem kränkelnden Schwächling ein starker, kräftiger Bursche werde. Meine Kleider wurden mir bald alle zu eng und zu klein; ich aß jetzt alle Gerichte, die man mir darbot, fette oder magere, süße oder sauere, mit gleichem Appetit, und alle bekamen mir trefflich wohl; ich schlief fest und ruhig vom Abende bis an den lichten Morgen. Dabei fühlte ich mich gleich wohl und munter bei heißem oder kaltem Wetter, hatte mich sogar daran gewöhnt, bei meinem Hütergeschäfte der Stiefeln und Strümpfe zu entbehren; meine Stimme, die bei meinem Hierherkommen noch die eines Kindes war, hatte die natürliche Tiefe und Stärke bekommen, die sie bei einem Jünglinge meines Alters zu haben pflegt.

Mein ganzes Temperament und Wesen hatte sich verändert, ich war aus einem blöden, scheuen Knaben ein muthiger, fast tollkühner Mensch geworden, der, wenn es im Spätwinter, wenn die Schweine verkauft oder geschlachtet waren und es jetzt freiere Zeit gab, mit den Jägern auf die Bären- oder Wolfsjagd ging, und, wo es galt, immer voran unter den Ersten war; vorher immer so traurig, war ich jetzt der lustigste Bursche in der ganzen Umgegend, der alle Anderen mit seinen Schwänken

unterhielt und keinen Tanz, kein Gelage verschmähte. Hatte ich doch, außer dem geringen Lohne, den mir mein Herr gab, auch einen von meinen neuen Thalern dazu verwendet, um mich für die Festtage zierlicher herauszustaffiren, während ich an gewöhnlichen Wochentagen nach der Weise der dortigen Bauern einen dicken, wollenen Kittel, und darüber noch eine Art von Mantel oder Umschlag trug, der von gleichem Stoffe war. Diese Alltagskleider hatte mir die Frau des Hauses schon beim Eintritte der kalten Witterung gegeben, unter der Bedingung, daß sie mir allmählig und nur zu kleinen Theilen an meinem Lohne abgerechnet werden sollten. Denn wie in diesem, so waren in allen Stücken die guten Leute, in deren Dienst ich mich jetzt befand, gegen mich so wohlgesinnt und freundlich, daß ich mir mehr wie ein Kind denn als ein Knecht in ihrem Hause vorkam. Wenn ich in meiner jetzt so fröhlichen, munteren Stimmung meiner guten, alten Hausfrau allerhand komische Geschichten erzählte, die ich früher zu meiner Erheiterung gelesen hatte, und die mich damals doch weder fröhlich gemacht, noch auch nur zum Lächeln gebracht, sondern sich nur wie ein todter Buchstabe in mein Gedächtniß geschrieben hatten, da konnte sie so herzlich lachen, daß ihre ganze, ungewöhnlich starke Figur in Erschütterung gerieth. Mein alter guter Pope wollte dann auch gerne wissen, was es gäbe, seine Frau verdolmetschte es ihm, und er lachte herzlich mit. Uebrigens bedurfte ich nach wenig Monaten keines solchen Dolmetschers mehr, denn ich hatte die Landessprache bald so gut gelernt, daß ich mich deutlich und leicht in ihr aussprechen konnte.

Dürfte ich das doch nicht sagen, aber es war nun so; ich hatte hier unter einem ganz fremden Volke und

bei ganz fremden Leuten, deren christliche Confession selbst eine ganz andere war als die meinige, mehr Liebe erfahren, befand mich bei ihnen besser, als ich mich jemals bei meinen nächsten Blutsverwandten befunden hatte.

Wie auf Einen, der lange in der Kälte stand, der warme Sonnenschein desto stärker einwirkt und ihn kräftiger aufregt, so weckte auch die Liebe meiner guten Hausleute in meinem der fremden Liebe so entwöhnten Herzen eine recht innige Gegenliebe. Es war mein tägliches, eifriges Bemühen, jeden Wunsch zu errathen und zu befriedigen, welchen eines von ihnen beiden hegen könnte; ich lernte schnitzen und drechseln, nur um der guten Hausfrau manche Geräthschaften zu fertigen, die ihr in ihrer kleinen Wirthschaft abgingen; für den guten, alten Pope schrieb ich ein ganzes Gebetbuch, das er in einer alten, ganz zerrissenen und zum Theile für seine betagten Augen unleserlich gewordenen Handschrift besaß, ganz neu und zierlich ab.

Hätte dieses Verhältniß noch Jahre lang, ja selbst mein ganzes übriges Leben hindurch, gedauert, ich meine nicht, daß ich mich daraus hinweggesehnt hätte. Ich fühlte mich eben vollkommen zufrieden und glücklich in meiner Lage; ich glaube fast, ich wäre allmählig ein fleißiger serbischer Bauer geworden, wie die anderen Bauern um mich her. Aber dies durfte noch nicht mein Ruhepunkt sein; ich hatte noch einen weiten Kreis der Lebensschicksale zu durchlaufen, ehe ich am Ende doch, hier in Böhmen, zu dem meinen Neigungen zusagenden, meinem leiblichen wie geistigen Wesen zuträglichen Geschäfte eines Landwirthes kommen sollte.

Mein alter, guter Hausherr litt schon seit einiger Zeit an Steinbeschwerden; diese nahmen gegen Ende des

Winters in einem solchen Maaße zu, daß sie ihm bei Tage wie bei Nacht keine schmerzenfreie Stunde ließen. Wir hatten an unserem serbischen Donauufer in weitem Kreise umher keinen Arzt, sondern nur hin und wieder einen Hirten oder alte Frauen, welche in die Arzneikunde hineinpfuschten. Vom jenseitigen, ungarischen Ufer einen Arzt zu bekommen, hatte viele Schwierigkeit, weil Jeder, der von dort herüber im türkischen Gebiete gewesen war, vor seinem Wiedereintritte über die vaterländischen Gränzen sich einer ziemlich langen Pestquarantäne unterwerfen mußte. Auch gab es in den gerade gegenüber gelegenen Ufergegenden damals keinen Genossen der Arzneikunst, zu welchem man ein besonderes Vertrauen hätte fassen können. Deshalb entschloß sich mein alter, guter Pope, einen Arzt aus dem türkischen Gebiete, in der Nähe von Orsowa, zu sich kommen zu lassen, und mir wurde der Auftrag zu Theil, den weit und breit berühmten Mann herbeizuholen.

Mit einem kleinen Fuhrwerke versehen, vor welches zwei kleine, flüchtige Pferde gespannt waren, trat ich die Reise auf den wahrhaft halsbrechenden Straßen über das Gebirge hinüber an. Ich hatte noch niemals das Geschäft eines Fuhrmanns versehen und vor 8 Monaten würde ich vor einem solchen Unternehmen gezittert haben; jetzt aber bestand ich dasselbe ohne alle Schwierigkeit, denn schon am anderen Tage meiner Reise wußte ich meine Rößlein sehr kräftig zusammenzunehmen und mein Fuhrwerk wie ein Sachverständiger zu lenken. Wegen der vielen Umwege, die ich über das Gebirge machen mußte, kam ich erst in der Mitte des dritten Tages an den Ort meiner Sendung. Ich brauchte kaum zu fragen, wo der Arzt wohne; sein Haus, auf einem kleinen Hügel gelegen,

fiel von weitem her als das stattlichste von allen in's Auge und bezeugte selbst dort für Serbien die Gültigkeit jenes Sprüchwortes, welches den Stand der Aerzte als einen Güter bringenden preist.

Ich mußte lange warten, ehe ich den Wundermann zu sprechen bekam, denn sein ganzes Haus war mit Leuten erfüllt, welche, zum Theil sehr weit herkommend, seine Hilfe suchten. Endlich traf auch mich die Reihe, ich ward hineingeführt zu dem Manne, der von jetzt an auch mir für meine weitere Entwickelung so wichtig werden sollte. Er mochte ein angehender Sechziger sein; die dunklen Haare waren schon mit einzelnen weißen untermischt. In seinem schönen, griechischen Profil, in den dunklen Augen mit durchdringendem Blicke, in der hohen, schlanken Gestalt, in jeder seiner Bewegungen, im Tone wie im Inhalte seiner Worte lag das Gepräge einer edlen, reichbegabten Menschennatur. Ich trug ihm mein Anliegen: mich zu meinem kranken Herrn zu begleiten, vor, er schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „mein Sohn, Du hast gesehen, wie viele Nothleidende meine Hilfe suchen; so wie heute geht es bei mir täglich zu; ich bin nicht im Stande, auch nur einen ganzen Tag, geschweige fünf, außer Haus zu bleiben."

So fest hatte ich auf die Bereitwilligkeit des Doctors gerechnet, zu meinem kranken Herrn zu kommen, die Schmerzen und Noth von diesem standen mir so lebhaft vor der Seele, daß mir bei dieser Weigerung die hellen Thränen ausbrachen. Ich legte mich denn auf's Bitten, und kein Kind, dessen Vater in Todesgefahr darnieder liegt, kann eifriger und inständiger den Arzt um seine Hilfe anflehen, als ich dieses that. Der Mann sah mich ernst und forschend an. Er hatte es an meiner Sprache

bemerkt, daß ich kein Serbier sei; er redete mich in meiner deutschen Muttersprache an, deren mir so süßen Klang ich seit 8 Monaten nicht mehr vernommen hatte, und welche er mit ziemlicher Fertigkeit sprach. Mein ganzes Herz stand ihm jetzt offen; er erfuhr nicht nur von mir, wie gut mein alter Herr sei und wie lieb ich ihn habe, sondern auch einen kurzen Abriß meiner früheren Lebensgeschichte gab ich ihm, ohne ihm selbst meine Fehltritte zu verhehlen; denn dieser Mann hatte eine Art, mit Blick und Wort zu fragen, daß man nicht anders konnte, als ihm das antworten und sagen, was man zu sagen wußte.

„Was mir möglich ist, werde ich für Deinen Herrn, den Du so kindlich lieb hast, thun," sagte endlich, nach kurzem Bedenken, der Arzt; „für heute bleibe hier, morgen, vielleicht, werde ich Dich begleiten können."

Der wackere Mann hielt sein Wort. Ein vormaliger Gehilfe von ihm wohnte in der Nachbarschaft, dieser übernahm für etliche Tage das Hauptgeschäft des Hauses; statt des Fuhrwerkes, das mich hierher brachte, stand am nächsten Morgen ein anderes, ungleich leichteres für uns bereit, welches außer meinen zwei kleinen Pferden noch mit zwei frischen bespannt war. Der Doctor selber machte den Wagenlenker; er kannte die besten und nächsten Wege; schon in anderthalb Tagen hatten wir diesmal das Ziel erreicht.

Wir fanden meinen alten Herrn sehr krank und schwach, dennoch wagte am anderen Morgen nach seiner Ankunft der Doctor die gefahrvolle Operation, und sie gelang, der Kranke war gerettet. Aber es bedurfte noch einer sorgfältigen, ärztlichen Aufsicht und Pflege, wo sollte man diese finden? Der Doctor schlug mich dazu vor; ich hatte ihm bei seinem Geschäfte Handreichung ge-

than und er war mit meiner Geschicklichkeit wie mit meinem pünktlichen Gehorsam gegen seine Anordnungen zufrieden gewesen. Er unterrichtete mich denn noch auf's Genaueste über Alles, was jetzt zu thun sei, und ein anderer junger Bursche aus dem Orte übernahm an meiner Stelle das Geschäft der Zurückbegleitung. Vor seinem Abschiede aus unserem Hause rief mich der Arzt noch zu sich. Er fragte mich auf deutsch, ob ich wohl, wenn sich Gelegenheit dazu ergäbe, Lust hätte, bei ihm Dienste zu nehmen und vielleicht sogar in der Folge in sein Geschäft, als ein Gehilfe, einzugehen? — Meine Augen glänzten vor Freude bei dieser Frage, zu welcher ich von ganzem Herzen Ja sagte, und dem wackeren Manne dankbar dabei die Hand drückte.

Ich besorgte das mir aufgetragene Geschäft mit großer Liebe und Treue. Von Zeit zu Zeit schrieb ich dem Doctor von dem Befinden unseres Kranken und empfing seine neuen Verordnungen; der Zigeunerknabe, von welchem ich schon sprach, besorgte unsere Briefe als schneller und sicherer Bote, und überhaupt wurde von der Hausfrau keine Mühe noch Geldausgabe gespart, um ihrem lieben Manne wieder zu seiner Gesundheit zu verhelfen. Und Gott gab seinen Segen zu Allem; in wenig Wochen konnte der Pope sein Lager wieder verlassen, und bald hernach auch wieder der Frühlingswärme im Freien genießen. Ich war seitdem noch mehr als vorher der Liebling der beiden alten Leute.

Es sollte jedoch dieses mir wie ihnen angenehme Verhältniß nicht mehr von langer Dauer sein. Der Sommer, wo man mich von meinem Geschäfte des Schweinehütens entbunden und dafür zu allerhand ehrbareren Feld- und Hausdiensten gebraucht hatte, war vergangen, es

war die fröhliche Zeit der Weinlese herbeigekommen, da wurde unsere alte, gute Hausfrau von einem schlagfluß-ähnlichen Leiden befallen, welches in wenigen Tagen ihrem Leben ein Ende machte. Den Schmerz dieses Verlustes ertrug der alte, gute Pope, der von seinen früheren Leiden noch immer sehr geschwächt war, nicht lange; seine Kräfte verzehrten sich zusehends; ehe der Frühling kam, folgte er seiner treuen Lebensgefährtin und sorgfältigen Pflegerin in's Grab.

Noch vor seinem Ende, das er mit Ruhe herannahen sah, hatte mir der gute Alte ein für seine Vermögensumstände nicht unbedeutendes Geschenk an Geld gemacht, denn weder er noch seine Frau hinterließen nahe Verwandte. Ein neuer Pope zog jetzt in das Haus ein; ich hatte nicht Lust, für diesen Unbekannten das Vieh zu hüten, oder sein Feld zu bestellen. Ueberdieß wußte ich ja auch, wohin ich jetzt meinen Wanderstab zu setzen habe, nämlich zu dem freundlichen Arzte Neophytos bei Orsowa, an den ich während der letzten Krankheit meines alten Herrn wieder geschrieben und von ihm eine Antwort empfangen hatte, welche zwar den Zustand des Kranken für unheilbar erklärte, zugleich aber mir die tröstlichsten Beweise von dem Vertrauen des trefflichen Arztes gab.

Ein Leichenbegängniß war das Erste gewesen, was mir hier, in dem mir so wohlthätig gewesenen Dörflein, begegnet war; ein Leichenbegängniß war auch wieder das letzte Ereigniß, daß ich daselbst erlebte. Ich war noch bei der Bestattung meines guten, alten Herrn zugegen; wenige Stunden nachher trat ich meine Wanderung zu dem wohlwollenden Arzte Neophytos an.

In der Natur kommen gar häufig die Beispiele einer Versorgung der hilflosen und verlassenen Wesen durch

Lebendige von ganz anderer, fremder Art vor; das auffallendste Beispiel der Art ist das vom jungen Kukuk, der, von seiner eigenen Mutter verlassen und gleichsam verstoßen, durch andere, fremde Vögel mit solcher Liebe und Zärtlichkeit verpflegt wird, daß ihm dadurch das Entbehren der Elternliebe im reichlichsten Maaße ersetzt ist. Man erkennt eben in solchen Beispielen das Walten jener ewigen Erbarmung und Liebe, welche für Alles, was da lebt, Vorsorge trägt, und welche an dem Wohlergehen aller Wesen ihre Lust hat. Auch in meiner Jugendgeschichte kann man recht das Walten jener ewigen, allen Mangel ersetzenden Liebe und Erbarmung sehen. Ich hatte schon im sechsten Jahre meine liebe, rechte Mutter verloren; die, welche mir ihre Stelle ersetzen sollte, stieß mich durch große Härte von ihrem Herzen, ja sie trieb mich, im Bunde mit ihrem Sohne, meinem nahen Blutsverwandten, zu dem Schritte der Verzweiflung an, welchen ich allerdings bitter zu bereuen hatte. Kaum war ich aber so ausgestoßen und verlassen von den Meinigen, in die Fremde, unter lauter mir unbekannte Menschen, getreten, da erweckte mir Gott unter diesen solche zärtliche und liebevolle Versorger und Pfleger, wie sie nach seinem Maaße der junge Kukuk unter den Vögeln des Waldes findet, wenn er zum ersten Male das Nest seiner Pflegeeltern verläßt und nun, mit rauher Stimme, hungrig nach Futter schreit. Ich glaube nicht, daß der alte Pope und seine Hausfrau ein eigenes Kind hätten mehr lieben und an ihm mehr thun können, als sie nach ihrem Verstande und Vermögen mir gethan haben.

Auch zu meinem neuen Herrn durfte ich jetzt mit freudigem Vertrauen hinziehen, denn ich hatte ihn in den wenigen Tagen unseres Beisammenseins so lieb gewonnen,

daß ich fühlte, ich könne Alles gerne thun und dulden, um ihm diese Liebe zu beweisen. Es waren so eben die ersten Tage des Frühlinges eingetreten; die Wandervögel waren wiedergekehrt von ihrem Zuge, die Hügel und Thäler wurden grün und blühend, als ich, trauernd zwar über den Tod meines alten Herrn, wie über den eines nahen Verwandten, sonst aber mit leichtem Herzen, über Berg und Thal hinging nach dem türkischen Orsowa. Ich ward freundlich von meinem neuen Herrn empfangen; hier wurden mir nicht die Geschäfte des verlorenen Sohnes übergeben, sondern sogleich solche Dienste anvertraut, die mich zu dem Berufe, für den mein Wohlthäter mich bestimmte, auf's Beste vorbereiten konnten. Zuerst wurde mir ein Theil der Besorgung der Apotheke, das Einsammeln der heilsamen Kräuter und das Bereiten der einfacheren Arzneimittel aufgegeben; bald nachher durfte ich auch meinen Herrn und Lehrmeister zu seinen Kranken begleiten, ihm bei den vielen wundärztlichen Geschäften, welche sein schwerer Beruf ihm auflegte, Handreichung, dann Hilfe leisten, und in wenig Jahren hatte ich es durch Gottes Beistand und natürliche Anlage so weit gebracht, daß ich einen großen Theil der Hilfsbedürftigen allein besorgen konnte, und daß mir keine Aufgabe unserer Schmerzen so wie Heil bringenden Kunst mehr zu schwierig war.

Ich will mich mit der Geschichte dieser Jahre nicht aufhalten; sie war im Ganzen höchst einförmig und konnte nur dem ein täglich zunehmendes Interesse und Vergnügen gewähren, welcher sie mitwirkend erlebte. Mein Lehrmeister stand in seinen alten Tagen ganz allein in der Welt, und ich habe nie erfahren können, ob er jemals verheirathet gewesen sei. Das wußte ich aus seinem

Munde, daß er von wohlhabenden griechischen Eltern abstamme, und daß er in Wien so wie an anderen deutschen Universitäten die Arzneikunde studirt habe. Aus dieser frohen, schönen Zeit seiner Jugend war ihm noch in seinen alten Tagen eine dankbare Anhänglichkeit an Deutschland, und jene Vorliebe für die Deutschen geblieben, welche er auch an mir durch die That bewies. Da er der einzige Arzt in seiner Gegend war und seine Hilfe weit und breit begehrt wurde, hatte er mehrmals den Versuch gemacht, sich junge Leute aus dem dortigen Lande zu Gehilfen heran zu bilden. Bei etlichen von diesen war sein Bemühen durch die Mangelhaftigkeit der Anlagen vereitelt worden; sie waren als Aerzte unter dem Mittelmäßigen stehen geblieben und zum Theil von diesem Berufe ganz wieder abgegangen; ein Anderer hatte den Lehrer durch tiefen Undank betrübt und sein Haus frühe verlassen; einer der hoffnungsvollsten Zöglinge war gestorben. Ich war gleichsam der geistige Sohn seines Alters und wie natürliche Väter den letztgeborenen Kindern ihrer späteren Jahre eine ganz besondere Gunst und Liebe zuwenden, so widerfuhr es auch mir von meinem väterlichen Freunde: ich hatte an ihm einen treuen Vater und Erzieher.

Dieser seiner väterlichen Sorgfalt, welche nicht auf das äußere Wohlergehen allein achtete, verdankte ich auch eine Handlung der kindlichen Pflicht gegen meinen rechten Vater, zu der ich mich, Gott weiß, durch welchen inneren Grund, zurückgehalten, ohne die Ermahnung meines Lehrers schwerlich entschlossen hätte. Ich schrieb endlich, was ich schon längst gesollt hätte, an meinen lieben Vater, bat ihn, voll inniglicher Reue über mein Vergehen, um seine Vergebung und erzählte ihm, wie

mir es seit dem Entweichen aus seinem Hause ergangen sei. Nach etlichen Monaten erhielt ich eine Antwort von der Hand des guten Vaters, die mir zwar seine volle Vergebung zusicherte, zugleich aber auch Vieles enthielt, das mir sehr wehe that. Der liebe Mann schien mir eine Art von Rechenschaft über sein Benehmen gegen mich geben zu wollen; bei dieser Gelegenheit zählte er auch mir eine Reihe meiner Verschuldigungen gegen ihn von meiner Kindheit her auf, welche, das bezeugte mir mein Gewissen vor Gott, großentheils auf grundlosem Verdachte, oder auf einer ganz falschen Auslegung meines armen, ungeschickten Benehmens beruheten. Auch die gute Absicht, mich doch noch studiren zu lassen, welche der theuere Mann gegen mich gehegt und die ich durch meine Flucht vereitelt hatte, erfuhr ich jetzt. Zugleich sagte mir in diesem Briefe mein Vater, daß es sein Wille sei, daß zwar nach seinem Tode mein Vetter Andreas die Handlung, an der ihm schon jetzt ein Antheil zukäme, übernehmen, daß aber ich, als sein einziger, rechter Sohn, der Haupterbe seines baaren Vermögens, so wie des Landgutes bei P., sein und bleiben solle.

Tiefbewegt von der noch immer nicht erloschenen Liebe meines guten Vaters, zugleich aber auch schmerzlich verletzt von den Gedanken des Argwohnes, die nicht aus ihm selber gekommen waren, sondern womit Andere sein edles Herz befleckt hatten, schrieb ich sogleich nach Empfang dieses Briefes von Neuem an denselben. Ich sprach mich darin mit dem Selbstgefühle eines guten Gewissens, zugleich aber auch mit Demuth und Schonung, über die Geschichte meiner Kindheit im väterlichen Hause aus, widerlegte die falschen Anschuldigungen, und bat nochmals meinen lieben Vater um Verzeihung für Alles,

worin ich wirklich an ihm gefehlt hatte, um Fortdauer seiner Liebe, so wie um seinen väterlichen Segen. Dieser Brief kam nicht mehr in seine Hände, aber ein Theil meiner Bitten scheint doch in Erfüllung gegangen zu sein. Mein lieber Vater starb nach einer kurzen Krankheit, und aus dem Berichte eines seiner alten Diener erfuhr ich, daß er etliche Tage vor seinem Tode meinen ersten Brief noch einmal mit Thränen gelesen und, in Gegenwart des Dieners, gesagt habe: möge Gott dich segnen, mein lieber Sohn. Vielleicht war diese wehmüthig zärtliche Gesinnung noch durch einen schweren Verdruß verstärkt worden, den er gerade in jenen Tagen mit meinem gewissenlos verschwenderischen Vetter gehabt hatte; ein Verdruß, von welchem viele Bekannte unseres Hauses glaubten, daß er den Tod des alten Herrn herbeigeführt oder beschleunigt habe.

Mein Vater hatte sein Ende nicht für so nahe gehalten; es fand sich kein eigentliches, gerichtskräftiges Testament vor, doch war schon bei früherer Gelegenheit das Haus meinem Vetter Andreas, dem Compagnon der Handlung, verschrieben worden.

Dieser, mein Vetter, zeigte mir den Tod meines Vaters in einem Briefe an, der übrigens weder kalt noch warm, dennoch für mein kindliches Herz etwas überaus Verletzendes hatte. Er sprach darin unter anderen von leichtsinnigen Fehlern, welche mein guter Vater (sein Wohlthäter) in seinem Geschäfte begangen habe, und deutete darauf hin, daß man, außer dem Hause, welches ihm angehöre, mehr Schulden als baares Vermögen im Nachlasse finden werde. Auch hatte der verächtliche Ton, in welchem er mich anredete, gerade nichts Wohlthuendes. Denn er nannte mich in seinem schlecht stylisirten Briefe

weder Du noch Sie, sondern Er; die Adresse auf dem Umschlage lautete: an den Barbierergesellen Stephan Mirbel zu Orsowa.

In dem tiefen, innigen Schmerze, den mir die Nachricht von dem Tode meines theueren Vaters erregte, merkte ich anfangs nicht auf diese beleidigenden Züge, welche die Botschaft begleiteten, und was die Aussicht auf eine Erbschaft betraf, so war mir diese so gleichgültig, lag meinen Wünschen und Begehren so fern, daß ich wohl nie ein Wort dagegen gesagt hätte, wenn auch mein ganzes väterliches Erbe von meinen Verwandten wäre hingenommen worden. Als ich aber den Brief des Vetters meinem väterlichen Freunde zu lesen gab, schüttelte dieser unwillig den Kopf. Die Bosheit, so sagte er, soll dieses Mal doch ihres Zweckes verfehlen; meine alten Freunde und hohen Gönner in Oesterreich sind auch noch da, und ich werde sie bei dieser Gelegenheit benutzen.

Mein Freund Neophytos wußte, was er sprach; er hatte nicht leere Worte geredet. So lange (vor dem nachtheiligen Frieden von 1739) Serbien noch österreichisch und der Verkehr zwischen beiden Ufern ungehemmt war, hatte er seine bedeutendste ärztliche Praxis unter dem österreichischen Militär und Beamtenstande gehabt. Noch jetzt wurde er oft an die Umzäunung des Quarantäneplatzes in dem österreichischen Neu-Orsowa herüber berufen, wo irgend ein Offizier oder Beamter für sich selber, oder für Eines der Seinigen seinen ärztlichen Rath begehrte, und viele seiner alten Freunde in Ungarn, nachdem sie vergeblich versucht hatten, den Neophytos zur Uebersiedelung in's diesseitige Gebiet zu veranlassen, sagten, daß sie seinen Verlust mehr beklagten, als den mancher in die Hände der Türken gefallenen Festung. Den-

noch ehrten zugleich alle Bessergesinnte die aufopfernde Treue des edlen Mannes, der, des Gewinnes an Geld nur wenig achtend, lieber bei seinen armen Serbiern leben und sterben wollte, als ein Land verlassen, welches dann weit und breit keinen Arzt gehabt hätte.

An einen von seinen vieljährigen Freunden in Neu-Orsowa, einen Mann von hohem Stande und bedeutendem Einflusse, schrieb jetzt mein alter Lehrer in meiner Angelegenheit. Er forderte ihn, bei ihrer alten Freundschaft, recht dringend auf, in dieser Sache Alles zu thun, was er könne, und dieser Herr vermochte viel, da jener ungarische Große, in dessen Händen damals ein wichtiger Theil der Rechtsverwaltung des Landes lag, sein leiblicher Bruder war. Auch durften wir nicht lange auf die Wirkung dieser kräftigen Verwendung warten. Ich wurde veranlaßt, die nöthigen Vollmachten auszustellen, und nun wurde meine Erbschaftsangelegenheit in P. so rasch und durchgreifend betrieben, daß ich ein nicht unansehnliches Kapital aus dem Nachlasse meines Vaters, namentlich aus dem Verkaufe mehrerer, außer der Stadt gelegenen Besitzungen erhielt. Ohne jene Maaßregeln, welche meinem Vetter so unerwartet schnell, wie ein Ungewitter, über den Hals kamen, würde ich auch um diesen Theil meines väterlichen, oder richtiger zu sagen, mütterlichen Vermögens gekommen sein, wie ich durch ihn damals um gar vieles Andere gebracht wurde, dessen Unterschleif sich, da der baare Kassenbestand des Verstorbenen unbekannt war, rechtlich nicht nachweisen, wohl aber mit mehr als Wahrscheinlichkeit vermuthen ließ. Mein Geld wurde, abermals durch Verwendung meines väterlichen Freundes, an einem sicheren Orte, gegen gute Zinsen angelegt.

„Den Barbierergesellen," sagte nach einiger Zeit Neophytos zu mir, „darfst Du jetzt auch nicht auf Dir sitzen lassen; Du sollst, und zwar, zum Theil wenigstens, auf meine Kosten, an einer tüchtigen Universität Deine Arzneikunde in ordnungsgemäßer Weise studiren und dann Doctor derselben werden."

Mir war jedes Wort, das der gute, weise Mund meines Lehrers sprach, ein sehr beachtenswerthes, für den Rath aber, den er mir jetzt ertheilte, sprach noch überdieß die ganze, seit vielen Jahren gehegte Neigung meines Herzens. Ich hatte zwar damals mein 23stes Jahr schon zurückgelegt, doch war ich noch jung und eifrig genug, um etwas Tüchtiges zu lernen, und auf solche Weise vorbereitet für das Verständniß und die Ausübung der Heilkunde, als ich dieses durch den mehrjährigen Umgang und die Anleitung meines Lehrmeisters war, kommen wohl wenig junge Studierende der Heilkunde auf die Hochschulen. Mein väterlicher Freund, nachdem er mir mit vieler Sach- und Ortskenntniß den Zustand des medizinischen Studiums an verschiedenen deutschen und auch italienischen Universitäten geschildert hatte, stellte mir die Wahl frei. Ich entschied mich für Wien, äußerte aber schon damals den Wunsch, nach vollendeter Studienzeit auch noch Padua und Bologna besuchen zu dürfen. Mein Lehrmeister billigte dies Alles, und wie er sich bei jeder Gelegenheit als ein Mann zeigte, bei welchem die Ausführung dem wohlbedachten Entschlusse auf dem Fuße folgte, so that er es auch hier; in wenig Wochen war Alles zu meinem Abgange an die Universität bereit.

Noch einmal reiste ich über das Dörflein, das mir mein erstes Unterkommen im fremden Lande gewährt hatte, stand noch einmal, mit herzlich dankbaren Erinnerungen,

am Grabe meines alten, freundlichen Dienstherrn und seiner treuen Hausfrau still, dann fuhr ich auf einem türkischen Schiffe bis nach Semlin, wo ich mich diesmal willig einfangen ließ, um mich der Geduldsprobe der langen, unbequemen Quarantäne zu unterwerfen. Auch von Semlin aus zog ich die langsamere Fahrt auf einem Segelschiffe der Reise zu Lande vor, denn mein alter Lehrer hatte mich mit Büchern versorgt, die mir die Zeit auf dem ziemlich bequem eingerichteten Schiffe nicht lang werden ließen.

Unser Schiff lag einen Tag lang bei P. stille. Ich benutzte die Zeit, um den Wohnort meines lieben Vaters, so wie einst meinen eigenen, traurigen Andenkens, jetzt einmal nicht wie ein armer, eingeschüchterter Sklave, sondern wie ein unabhängiger Fremder zu besuchen. Ich konnte dieses ungescheut thun, denn ich durfte gewiß sein, daß keiner meiner früheren Bekannten und Verwandten mich erkennen, oder selbst dann, wenn ich ihm meinen Namen nennete, mir glauben würde, daß ich der sei, für welchen ich mich ausgäbe. Eine solche Veränderung ist wohl mit wenig Menschen in ihrem Leben vorgegangen, als mit mir von meinem 17ten bis zum 23sten Jahre. Damals, als ich aus dem väterlichen Hause, wie ein Dieb bei der Nacht, entfloh, hätte mir wohl kein Fremder, der mich sah, mein fast 17jähriges Alter angemerkt. Ich war kaum so groß, als mancher 12jähriger Knabe; mein Haar war dünn und noch blond, mein Gesicht bleich, und meine ganze Gestalt jämmerlich. Jetzt war ich ein junger, starker, blühender Mann, von breiter Brust und kräftigen Gliedern; das Haar hatte sich ganz dunkel gefärbt und an dichterem Wuchse gewonnen; in der That, wenn ich meinen vorigen Zustand mit dem jetzigen verglich,

kannte ich mich selber nicht mehr, konnte kaum glauben, daß der blöde, schwächliche, jammervolle Knabe dort in dem Kaufmannshause an der Ecke des Marktes mit mir eine und dieselbe Person gewesen sei.

Mein erster Gang war zu dem Grabe meines theueren Vaters. Es war von keinem Grabsteine geziert und durch ihn kenntlich gemacht; kein Blumenstock oder anderes Anzeichen des fortwährenden Andenkens der liebenden Verwandten war auf ihm zu sehen; ich mußte mir es von dem Todtengräber zeigen lassen. Fast hätte mich hier meine Bewegung diesem wackeren Manne verrathen, dessen Geschäft es ist, die Ruhebetten zu bereiten, in denen es sich am tiefsten und längsten schlafen läßt. Er fragte mich, was der alte Herr Mirbel mich anginge, da ich ihm selbst noch in seinem Grabe einen Besuch mache? Ich sagte ihm bloß, daß ich diesem Manne gar Vieles zu verdanken habe, und daß er mein sehr lieber Freund gewesen sei. Der Todtengräber fragte mich weiter, woher ich gebürtig sei? und ich antwortete ihm, der Wahrheit gemäß, aus Bayern. — „Da sieht man doch, fuhr er fort, daß diesen guten Herrn, der nun hier im Grabe manchen Verdruß verschläft, welchen er schon auszustehen hatte und der ihm noch ferner bereitet worden wäre, die auswärtigen Leute besser gekannt und in Ehren gehalten haben, als seine eigenen, denn diese haben es in seinen letzten Lebensjahren nicht gut mit ihm gemacht. Ich weiß das gar gut, weil mein Sohn als Auslaufer in dem Mirbel'schen Hause gedient hat. Der Schwester Sohn, den der alte Herr wie als eigenen Sohn angenommen und ihm die ganze schöne Handlung überlassen hat, ist ein gar arger Mensch, dem es zu rathen wäre, daß er manchmal hierher käme auf den Gottesacker, damit er doch auch daran dächte,

daß er einmal sterben muß. Denn der wälzt sich in allen Sünden und Lastern herum, so daß alle rechtschaffene Väter ihre Kinder vor seinem Umgange warnen und behüten. Dazu ist er als Fabrikherr gegen die armen Leute sehr hart; denen preßt er das ab, was er mit seinem Lasterleben verpraßt und verschlingt. Und gegen seinen Wohlthäter, den alten Herrn Mirbel, hat er sich wahrhaft gottlos betragen. Diesen hat er belogen und betrogen, und anfangs ihm geheuchelt und geschmeichelt, bis er ihn als Compagnon in die Handlung aufgenommen hatte, dann ist er allmählig wie ganz umgetauscht worden, grob, eigenmächtig und widerwärtig. Der alte Herr, der zuletzt immer kränklich war, hat sich am Ende gar nicht mehr getraut, ihm etwas zu sagen, ist auch fast gar nicht mehr in die Handlung gekommen, sondern hat Alles gehen lassen, wie es ging. Dennoch, wenn ihm der Tod nicht so unvermuthet gekommen wäre, hätte Manches noch anders werden können, als es jetzt steht."

Hat denn, fragte ich weiter, der alte Herr Mirbel nicht auch einen eigenen Sohn gehabt?

„Von dem wollte ich eben sprechen," antwortete der Todtengräber. „Es ist in der letzten Zeit viel von ihm die Rede gewesen in unserer Stadt. Leute, die es genau wissen wollen, sagen, er sei in seinem väterlichen Hause gar schlecht behandelt worden und deshalb entsprungen. Er lebt jetzt in der Türkei, muß aber in unserem Lande gute Freunde haben, denn kaum war der alte Herr todt, da wurde auf hohen Befehl eine Untersuchung über die Verlassenschaft desselben angeordnet. Zum Glücke hatte Herr Mirbel Kapitalien gerichtlich angelegt und besaß manches schöne Anwesen auf dem Lande, sonst würde sein Sohn wenig bekommen haben, denn aus den Handlungs-

büchern war wenig zu erholen; die Kasse fand man ziemlich leer.

Wird denn, fragte ich, auf dieses Grab nicht auch wie da auf die anderen ein Leichenstein gesetzt?

„Du lieber Herr," sagte der Todtengräber, „wer soll den setzen lassen? Ist nicht einmal eins von den Verwandten mit zu Grabe gegangen; das Leichenbegängniß haben sie ganz gering und schlecht angeordnet, nur einige Diener aus der Handlung und Bürger aus der Stadt haben dem Sarge das Geleite gegeben, es war fast, als wäre der gute Mann mitten in einem fremden Lande gestorben. Der junge Herr ist zum Aergernisse der ganzen Stadt noch am Abende des Tages, wo man seinen Wohlthäter begraben hatte, auf einen Ball gegangen und hat die ganze Nacht durch geschwärmt und getanzt."

Armer Vater! so dachte ich tief bewegt, dein einziger Sohn, der deines Alters Freude und Trost, der dein Pfleger auf dem Todtenbette hätte sein sollen, hat dich verlassen, er hat dir's auf Erden niemals beweisen, ja nicht einmal recht sagen können, wie lieb er dich hatte.

Ich habe große Lust, sagte ich laut, dem guten Herrn Mirbel einen schönen Leichenstein auf sein Grab setzen zu lassen und das Geld dafür einem hiesigen Freunde zu übergeben. Sagt mir, lebt der alte Rathscopist: Heinrich Zorn noch, der sonst in der Burggasse wohnte? — „Der ist," antwortete der Todtengräber, „schon seit vier Jahren gestorben, und seht, dort bei der Kapelle ist sein Grab, das ein redlicher, weitläufiger Verwandter mit einem Marmorsteine geziert hat."

Auch zum Grabe dieses alten Freundes trat ich noch in dankbarer Erinnerung auf einige Augenblicke hin, lohnte dann meinem Führer zu den Gräbern seine Mühe

reichlich und verließ, mit vielfach verwundetem Herzen, den Kirchhof.

Im Gasthofe, wo ich, in Gesellschaft einiger Beamten aus der Stadt, zu Mittag speiste, hörte ich über meinen Vetter Andreas, so wie über die Geschichte der letzten Jahre meines guten Vaters Dasselbe, was mir der alte Todtengräber berichtet hatte. Man machte gar kein Geheimniß daraus; laut und öffentlich sprach man mit Verachtung von meinem Vetter, von seinem allgemein bekannten wüsten Leben und von seiner Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter.

Am Nachmittag suchte ich einen meiner alten Lehrer an der höheren Schulanstalt der Stadt auf, von welchem ich als Knabe viele Liebe erfahren hatte. Auf meine Frage: kennen Sie mich nicht mehr? wußte er nicht zu antworten; er sah mich ungläubig an, da ich mich ihm nannte; erst da ich ihn durch meine Erzählungen aus früheren Jahren ganz wieder in unser vormaliges Verhältniß einführte, nahm auch er wieder den alten, zutraulich väterlichen Ton gegen mich an. Ich erzählte diesem Alles, was mir seit unserer Trennung begegnet war und gab ihm zugleich, was ich in meiner früheren, scheuen Verschlossenheit niemals vermocht hatte, einen klaren Ueberblick über die Schicksale meiner Kindheit so wie über all' die Ursachen, die mich am Ende zu meiner tadelnswürdigen Entweichung getrieben hatten.

„Jene Leute," sagte der alte Schulmann tief gerührt, „die das Herz Ihres verstorbenen Vaters so ganz in ihrer unseligen Gewalt hatten, gedachten es jederzeit böse mit Ihnen zu machen, Gott aber hat es gut mit Ihnen gemacht. Selbst Ihren Fehltritt, denn zu einem solchen hat Sie Ihr Unglaube an Gottes Macht und Güte da-

mals verleitet, ist Ihnen vergeben worden und zu Ihrer Besserung gediehen; vergessen Sie doch nie, was Gottes väterliche Hand an Ihnen gethan hat."

Durch diesen alten Freund erfuhr ich jetzt auch ausführlicher, als aus dem Briefe meines Vaters, welche liebevolle Absichten dieser mit mir gehabt hätte; daß er wirklich mich habe aus seinem Hause, wo mir's so schlimm erging, bringen und mir Freiheit zum Studiren geben wollen, als ich alle diese guten Absichten durch meine Flucht vereitelte. „Nun," so fügte er gutmüthig hinzu, „Sie sind allerdings durch einen weiten Umweg zu dem Ziele gelangt, wohin Sie auf gutem, geradem Wege schon längst gekommen wären, auch hat Sie dieser Umweg in vieles Ungemach gestürzt, Sie um einen großen Theil Ihres Vermögens, vor Allem aber um die Gelegenheit und unschätzbare Freude gebracht, Ihrem lieben Vater in seinen alten Tagen Liebe zu erweisen und Kindespflicht an ihm zu erfüllen. Indeß hat Sie Gott dennoch auf diesem Umwege Etwas finden lassen, was Ihnen vielleicht in der Heimath nicht so leicht gekommen wäre: das ist diese Fülle der Gesundheit und leiblichen Kraft, die mich wahrhaft an Ihnen in Verwunderung setzt, da ich Sie früher in so ganz anderem Zustande gekannt habe. Wenn Sie jetzt in Ihrem 24sten Jahre das Studium mit recht frischer Kraft und Lust anfassen, können Sie das Versäumte wohl noch einbringen, und Gott wird Ihnen seinen Segen geben."

Mit diesem alten Freunde besprach ich auch noch meinen Wunsch wegen eines Denkmales auf des Vaters Grab, und legte die Mittel dazu in seine Hand, bat ihn dann, bis zu meiner Abreise es zu verschweigen, daß ich hier sei, und nahm dankbaren Abschied von dem guten Manne.

Ich konnte mir es nicht versagen, auch noch einen Blick in das väterliche Haus zu thun. Die Tante begegnete mir, im Begriffe, auszugehen, auf der Hausflur. Sie sah sehr verdrießlich aus und begrüßte mich im Vorübergehen wie einen Fremden. Ich ging hinein in's Comptoir, fragte nach dem Herrn der Handlung. In der That, hätte man mir ihn nicht als Solchen gezeigt, ich hätte den Herrn Andreas Ahndorp (meinen Vetter) eben so wenig erkannt als er mich. Welche Veränderung war mit dieser einst so schönen, blühenden Gestalt vorgegangen! — War es doch, als ob wir unsere Rollen oder Zustände gegen einander ausgetauscht hätten und an mich die Reihe des Blühens, an ihn die der Siechheit gekommen wäre. Da saß vor dem Schreibtische, gekrümmt von Schwäche, wie ein Greis, das bejammenswürdige Männlein; sein Gesicht bleich und welk, um die tief liegenden Augen blaue Ringe, auf dem Kopfe eine Glatze, welche das künstlich gelegte, dünne Haar vergeblich zu verdecken suchte. Zwar waren alle Finger mit kostbaren Ringen geziert und die Kleidung nach der neuesten Mode, auch duftete der Mann nach wohlriechenden Wassern und Salben, aber mit diesem Allen erregte der Anblick nichts als Mitleid und Grauen; mir war es, als stände ich bei einem gefahrvollen Kranken.

„Was beliebt?“ fragte er mich, indem er die Feder, womit er so eben geschrieben, aus der Hand legte. „Nach dem Sohne des Hauses, nach dem jungen Stephan Mirbel, wollte ich mich bei Ihnen erkundigen,“ antwortete ich. „Der hat,“ sagte mein Vetter, indem sich sein welkes Gesicht zu einem spöttischen Lächeln verzog, „sein Glück unter den Türken versucht, ist zuerst Schweinhirt, dann Barbierersgeselle geworden.“ — „Mein Herr,“ sprach ich

mit starkem, kräftigen Tone der Stimme, „es ist immerhin besser, der Schweine zu hüten, als selber wie ein Schwein zu leben, und möge Gott Ihnen ein so gutes Gewissen bescheeren, als wohl jener Barbierergeselle bei seinem redlich verdienten Brode hat.“

Wie angedonnert blickte mich, mit offenem Munde, das bleiche Männlein an. Eine Ahnung schien wie ein Blitz durch seine Seele zu fahren, doch konnte er sie nicht fest halten; wie sollte er in mir, dem muthig kräftigen Manne, den armen, blöden Stephan wiedererkennen, der einmal der Gegenstand seiner täglichen Spöttereien gewesen war, und der damals immer nur schweigend und duldend alle Wetter über sich hatte ergehen lassen. Er suchte vergeblich eine Antwort auf meine derbe Rede herauszustottern, worein er wohl gern das ganze Gewicht seines empörten Hochmuthes gelegt hätte. Ich ersparte ihm die Mühe und empfahl mich, indem ich im Vorbeigehen wahrnahm, daß mehrere der Comptoirdiener über die Verlegenheit ihres Herrn lächelten, der noch immer mit gerunzelter Stirne da saß. Nicht meine Stimme allein, sondern die seines eigenen Gewissens hatte diesen Schrecken über ihn ergossen, der seine Zunge lähmte.

Beim Hinausgehen aus dem Hause dachte ich: „fahre wohl, du gewesene Wohnstätte meines guten Vaters, in der ich zwar unzählig viele Wohlthaten der täglichen Nahrung und Nothdurft genossen, wohl aber auch manche Trübsale und Leiden erfahren hatte. Gott vergebe es Allen, die mit Willen und Wissen, und doch zum Theil auch aus Unverstand mir diese Leiden bereiteten, und lasse sie einst noch all' ihr Unrecht erkennen und bereuen. Er möge sie Alle segnen.“

Als ich am Abende im Wirthshause speiste, fragte mich einer der Gäste: „sind Sie der Fremde, der heute dem Kaufmanne Ahndorp die Wahrheit ein wenig gesagt hat?“ Er konnte meine Antwort als ein Ja auf seine Frage nehmen, und fuhr fort: „Solche Wahrsager sollten dem Wollüstling oft kommen, vielleicht würden ihm dadurch doch die Augen geöffnet. Denken Sie, der dumme Mensch wollte über Sie bei der Polizei eine Klage erheben, als über Einen, der ihn in seinem eigenen Hause insultirt habe. Er berief sich bei dieser Klage auf die Aussage seiner Comptoirdiener. Als aber diese verhört wurden und der Wahrheit gemäß berichteten, was Ahndorp zu Ihnen und Sie zu ihm gesagt haben, da lächelte der wackere Polizeidirector und sagte: Mein Herr, Das, was der Fremde zu Ihnen gesprochen hat, scheint mir, als Erwiderung auf ihre verächtlichen Worte über den jungen Stephan Mirbel, so wenig tadelnswerth, daß ich vielmehr Ihnen empfehlen möchte, sich des Fremden Rede wohl zu merken und dieselbe zu beherzigen.“

Armer Vetter, so dachte ich, wie tief bist du schon in der Achtung deiner Mitbürger und deiner eigenen Leute gesunken, und wie hoch standest du einst und vielleicht noch jetzt in deinen eigenen Augen. Möchte doch auch dir eine Stunde der Umkehr zum Besseren kommen!

Am Morgen des nächsten Tages reiste ich weiter nach Wien. An meinen Aufenthalt in dieser schönen Kaiserstadt darf ich mit Vergnügen zurückdenken. Ich habe ihn zur Ausbildung für meinen Beruf wohl angewendet, keinen Tag in Müßiggang hingehen lassen, und Gott hat mich vor all' den Gefahren bewahrt, denen junge Leute, in der ersten Blüthe der Jahre und mit allen Mitteln zu den gewöhnlichen Vergnügungen begabt,

ausgesetzt sind. Nach einer Prüfung, die nach dem Zeugnisse meiner Lehrer sehr ehrenvoll für mich ausfiel, hatte ich den Doctorgrad gewonnen, und mit Bewilligung meines lieben Neophytos, den ich wie meinen zweiten Vater liebte und ehrte, und mit welchem ich fortwährend in lebhaftem Briefwechsel geblieben war, trat ich jetzt, meinem früheren Plane folgend, die Reise nach Italien an. Bei dieser Gelegenheit sah ich noch einmal meine eigentliche Geburts- und Vaterstadt in Bayern. Der kurze Aufenthalt daselbst konnte mich nur mit Wehmuth erfüllen. Das Haus meiner lieben Mutter war in fremden Händen; die alte Wärterin und Freundin meiner Kindheit, wie so manche Andere, die mich als Knaben gekannt und mit Freundlichkeit behandelt hatten, waren gestorben.

In Bologna, wo ich fast ein Jahr lang verweilte, lernte ich einen Landsmann, einen jungen Ungarn aus vornehmem Geschlechte, kennen, welcher die Rechtswissenschaft studirte. Er war nicht viel jünger als ich, ein Mensch von feinen Sitten und sanfter Gemüthsart; durch sein ganzes Wesen überaus interessant und liebenswürdig. Ich fühlte mich gleich bei der ersten Bekanntschaft sehr zu ihm hingezogen und auch meine Persönlichkeit gefiel ihm; wir wurden bald die innigsten Freunde. Ich hatte eigentlich noch nie in meinem Leben die Freuden der Freundschaft mit einem Altersgenossen empfunden, mit desto innigerem Vergnügen gab ich mich jetzt denselben hin. Mein Freund war ein Jüngling von der vielseitigsten geistigen Bildung, auch die Musik und vaterländische Dichtkunst liebte und übte er. Da uns Beiden die Mittel dazu gegeben waren, benutzten wir unseren Aufenthalt in der Mitte von Italien noch zu einer Reise durch dieses

schöne Land und auch Sizilien. Auf dieser gemeinsamen Reise wurden wir uns gegenseitig noch viel theuerer. Auch den Weg nach der Heimath machten wir zusammen, verweilten noch etliche Wochen in Wien und trennten uns erst in Preßburg, von wo aus mein Freund den Weg in nordöstlicher Richtung nach seinem elterlichen Stammsitze antrat, ich aber, ohne mich irgendwo aufzuhalten, auf der Donau hinab, gen Orsowa fuhr. Bei dieser Trennung von einem Menschen, der mir unter Allen, die ich damals kannte, auf Erden der Liebste, Nächststehende geworden war, dünkte es mich, als wäre mein Herz in zwei Hälften zerrissen worden, davon die eine jenseits, die andere diesseits der Donau gehalten würde, und mir schien es fast unmöglich, eine solche Trennung auf lange Zeit hin auszuhalten.

Meinen lieben Vater Neophytos fand ich zwar, als ich ihn nach fast vierjähriger Abwesenheit aus seinem Hause wieder umarmte, unter der Last der vielen Arbeit und Mühe ergraut und sehr gealtert, indeß brachte ich jetzt, mit dem herzlich guten Willen, seine Last zu erleichtern, und mit jugendlichen Kräften auch einen nicht unansehnlichen Reichthum an Kenntnissen und Fertigkeiten mit, an denen er sich mit dem Wohlgefallen eines Vaters erfreute. Ich versorgte, so weit er mir's erlaubte, alle schwereren Geschäfte des guten Alten, und wir genossen ein Leben des stillsten, häuslichen Friedens und der gegenseitigen Liebe. Ich konnte wenigstens an diesem zweiten Vater Das im vollen Maaße thun, was ich an dem ersten, leiblichen Vater versäumt hatte: ihm seine alten Tage erleichtern und erheitern, ihn auf seinem letzten Krankenlager kindlich pflegen, und ihm, als er mit der Freudigkeit und inneren Ruhe eines Christen gestor-

ben war, die Augen zudrücken. Einige Zeit vorher, ehe er starb, erklärte er mich zu dem Erben alles Dessen, was er besaß. „Thue," so sprach er, „mit meinem Gelde und, wenn es Dein Beruf sein sollte, in Dein Vaterland zurückzukehren, auch mit meinem Hause, was Dir gut und recht scheint, nur meine Bücher und meinen handschriftlichen Nachlaß gib nicht weg, sondern behalte zum Andenken an mich."

Ich verstand wohl, was der liebe Greis mit dieser Erklärung seines letzten Willens gemeint hatte. Er kannte mich zu gut, als daß es ihm hätte einfallen können, ich würde sein redlich und mühsam erworbenes Vermögen als einen todten Schatz zu meinem eigenen häufen wollen. Bald nach seinem Tode begann ich mein Geschäft als Executor des Testamentes. Ein junger Gehilfe, von Geburt ein Serbier, war von uns Beiden, von Neophytos und mir, so weit in der Heil- und Wundarzneikunde herangebildet worden, daß man ihm wohl die Beaufsichtigung eines Krankenhauses anvertrauen durfte. Und zu einem Verpflegungshause für dürftige Kranke bestimmte ich sogleich das Haus, welches mir hier im fremden Lande zugefallen war, und an welchem ich weder gebaut, noch sonst etwas gethan hatte, das mir ein Eigenthumsrecht daran geben konnte. Dazu, und zu anderen wohlthätigen Zwecken, bestimmte ich auch das von meinem alten Lehrherrn ererbte Geld. Die Bücher aber und den schriftlichen Nachlaß, der eine unschätzbare Fülle von Erfahrungen und tiefgründenden Beobachtungen über die leibliche wie geistige Natur des Menschen enthält, behielt ich als ein theueres Vermächtniß des seltenen Mannes für mich selber. Sie würden ohnehin für die wenigsten Bewohner des Landes brauchbar gewesen sein, denn der

Hauptschatz der Büchersammlung bestand aus alten griechischen Autoren, so wie aus deutschen und italienischen Werken; auch der schriftliche Nachlaß war in griechischer Sprache abgefaßt, und hat mich, da ich ihn gar oft las, in beständiger Uebung dieser Sprache erhalten.

Ich war jetzt über dreißig Jahre alt; es war endlich Zeit, mich zu entscheiden, ob ich für immer in Serbien bleiben, oder in mein Vaterland zurückkehren und daselbst mir einen Wirkungskreis begründen wollte. In Serbien, das fühlte ich, war ich jetzt entbehrlich; das dortige Volk, obgleich es mich, so lange der allgemein geehrte Neophytos lebte, als den Schüler und Gehilfen desselben beachtet hatte, sah dennoch nach dem Tode desselben in mir den Fremdling, und wendete sein Vertrauen mehr dem jungen Landsmanne, dem Serbier, zu, den ja Neophytos selber neben mir zu seinem künftigen Stellvertreter erzogen und gebildet hatte. Nicht also die Erfahrung, daß Serbien, in seinem jetzigen, unter der türkischen Herrschaft sehr herabgekommenen Zustande einem Arzte kaum so viel Einkommen darbieten werde, daß er sich Bücher oder andere Mittel zu seiner Fortbildung verschaffen könnte, denn eine solche Rücksicht brauchte ich bei meinen Vermögensumständen nicht zu nehmen, sondern die feste Ueberzeugung, daß ich dem armen, hülfsbedürftigen Volke entbehrlich sei, gab mir volle Freiheit, mich über die Wahl meines künftigen Wohnortes zu entscheiden. Und was war da natürlicher, als daß ich dem Zuge folgte, der unter allen anderen jetzt der kräftigste in mir war und nach dem Lande mich hinwendete, wo mein Freund lebte; nach dem Lande, das ich, weil mein Vater da geboren war und weil ich selber da einen Theil meiner Jugend verlebt, meine wissenschaftliche Bildung da em=

pfangen hatte, wie mein Vaterland betrachten konnte. Mein Freund, das wußte ich aus seinen Briefen, hatte seit länger als einem Jahre eine Anstellung in Peterwardein erhalten. Dorthin wendete ich mich denn, nachdem ich bei Neu-Orsowa der Quarantäne mich unterworfen hatte. Ich wollte meinen Freund überraschen, ich hatte ihm nichts von meinem Entschlusse, noch weniger von meiner nahen Ankunft gemeldet. Seine Wohnung hatte ich mit Leichtigkeit erfragt, dort wurde ich zu einem Orte hingewiesen, an welchem ich ihn treffen könne. Es war ein öffentlicher Garten, der zu gesellschaftlichen Versammlungen für die Offiziere und andere Leute aus den sogenannt gebildeten Ständen der Stadt diente. Es war schon Abend, an den einzelnen Tischen brannten Lichter, bald erkannte ich an einem derselben meinen Freund; mein Herz wallte über vor Liebe, ich hätte zu ihm hineilen und ihn an mein Herz drücken mögen, aber ich gewann es über mich, eine Zeit lang mich still zu halten und ihn nur zu sehen. Je länger ich ihn betrachtete, desto mehr fiel mir eine große Veränderung auf, die mit ihm vorgegangen war, seitdem wir uns nicht gesehen hatten. Er war derselbe und war es auch nicht. In seine sonst so sanften, ruhigen Züge hatte sich ein anderer gemischt, den ich früher nie an ihm bemerkte; ein Zug von Unruhe, und, ich möchte fast sagen, von Wildheit. Ich trat näher, um ihn sprechen zu hören, ließ mir, um der anderen Gesellschaft nicht aufzufallen, an einem Nachbartische, dem mein Freund den Rücken zuwendete, ein Glas Wein reichen. In dem Gespräche, das ich da vernahm, bemerkte ich noch mehr als in den Zügen des Gesichtes, daß es mit dem mir werthen Manne nicht mehr so stehe wie früher. Sogar seine Stimme war

nicht mehr dieselbe, die sie sonst gewesen, sie hatte, so würde ich geurtheilt haben, wenn der Sprecher nicht mein Freund gewesen wäre, für welchen jeder Puls meines Herzens schlug, etwas Rohes und Gemeines angenommen. Und der Inhalt des Gespräches, an dem der laute Sprecher Theil nahm? — ach, der war nicht so, wie er vormals mir und meinem Studiengenossen anständig geschienen hätte; er war, auf's Wenigste gesagt, höchst gehaltlos und fad.

Ich wußte ja aus eigener Erfahrung, wie ungleich der Mensch sich selber in verschiedenen Stunden und Stimmungen seines Lebens sei, darum machte mich das Alles, was ich hier sah und hörte, an meinem Freunde nicht irre. Ich wartete einen Stillstand des nachbarlichen Gespräches ab, dann stand ich auf, trat mit meinem Glase an seine Seite und stieß an das seinige auf das Andenken von Bologna und der italienischen Reise an. Mit einem lauten Ausrufe der Freude sprang mein Freund von seinem Stuhle auf und schien mich im Ungestüm seiner Liebe an seiner Brust fast erdrücken zu wollen. Diese Freude ging ihm von Herzen, denn noch immer, dies erfuhr ich von nun an täglich, war ich ihm der liebste, theuerste Freund, den er auf Erden kannte, und er hatte sich eben so herzlich nach der Wiedervereinigung mit mir gesehnt, als ich mich nach der mit ihm.

Nachdem die ersten, lauten Aufwallungen der Freude vorüber waren, stellte er mich seinen, mit ihm am Tische sitzenden Bekannten, und diese mir vor. Ich mußte es mir gestehen: unter allen diesen Gesichtern war keines, in dessen Zügen ich etwas gelesen hätte, das mir bedeutend, oder noch weniger, das mir anziehend vorgekommen wäre. Eine innere Leerheit und Flachheit, aufgebläht

von einem gewissen Dünkel, welchen der Stand oder die Geburt manchen Menschen gibt, sprach sich in ihnen allen aus, dabei zugleich hie und da das Gepräge von Leidenschaften, welche den Geist des Menschen herab in den Staub ziehen und seine Schwungkraft lähmen.

Die Unterhaltung nahm nun freilich eine andere Richtung, sie wurde aber auch fast ausschließend von uns Beiden geführt; die anderen Gäste unseres Tisches interessirte das Gespräch so wenig, daß Einer von ihnen nach dem Anderen sich hinwegschlich. Auch wir gingen jetzt zur Ruhe, deren ich nach den Anstrengungen auf der Reise bedurfte; nur diese eine Nacht brachte ich noch im Gasthofe zu, schon am anderen Tage hatte mein Freund mir eine Wohnung besorgt, welche alle für mich wünschenswerthe Bequemlichkeiten besaß, und vor Allem die Annehmlichkeit hatte, daß sie ganz nahe bei der Wohnung des Freundes lag.

Ich war zu einer für mich sehr günstigen Zeit in die Stadt gekommen. Der Regimentsarzt, welcher hier so wie in der ganzen Umgegend das meiste Vertrauen genossen hatte, war vor Kurzem gestorben, ein anderer Arzt der Stadt, auf welchem jetzt die ganze Last der Krankenbesorgung lag, war ein alter, kränklicher Mann. Da ich, ohngeachtet meines mehrjährigen Aufenthaltes in Serbien, als Inländer galt, da ich überdieß an der Hauptuniversität von Oesterreich studirt und promovirt hatte, ward mir ohne Schwierigkeit die Ausübung meiner Kunst gestattet, und in wenig Wochen hatte ich einen Ruf erlangt, den ich in der That mehr den glücklichen äußeren Umständen, als meiner in dieser Gegend noch so wenig bewiesenne Geschicklichkeit verdankte. Auch die Empfehlung meines Freundes, welcher schon durch

seinen hochadeligen Stand in großem Ansehen bei den Offizieren und Beamten der Stadt war, mochte viel zu meinen Gunsten gewirkt haben. Doch ich will mich bei dieser Schilderung meines äußeren Glückes nicht aufhalten und nur das Eine noch erwähnen, daß die kaiserliche Regierung dem Wunsche und Vorschlage meiner hohen Gönner in Peterwardein nachgab und mir die Stelle des Regimentsarztes übertrug.

Vor Allem habe ich jetzt weiter von der Veränderung zu sprechen, die mir gleich in den ersten Stunden unseres Wiedersehens an meinem Freunde aufgefallen war. Ich fand gar bald Gelegenheit, zu erkennen, worin diese Veränderung bestand. Mein Freund, den ich nur bei seinem Vornamen Joseph nennen will, war von einer sehr frommen, an Geist und Herzen hochbegabten Mutter geboren und erzogen. Es war ihr gelungen, für diesen ihren einzigen Sohn einen Lehrer zu finden, der mit ihr dieselben Gesinnungen theilte und welcher, obgleich schon ein Mann bei Jahren, mit wahrhaft jugendlichem Eifer sich der Bildung des vielversprechenden, jungen Magnaten annahm. Wie sehr diesem Lehrer, und wie sehr der Mutter das Werk der Veredlung an dem Knaben und Jünglinge gelungen war, das hatte ich selbst bei Gelegenheit meines früheren Beisammenseins mit Joseph bemerken können. Damals erschien dieses herrliche Gemüth in beständigem Fortstreben nach dem höchsten Ziele der menschlichen Vollendung begriffen. Aber wie unerläßlich haben wir Alle, auch die Besseren unter uns, das Wachen und Beten nöthig, so lange wir noch hier stehen auf dem Kampfplatze der beständigen Versuchung und Gefahren. Mein Joseph hatte schon vor seinem Abgange auf die Universität Bologna seinen treuen Lehrer und Führer, bald nach

seiner Rückkehr in's Vaterland auch seine Mutter verloren. Er stand jetzt ganz allein, ohne einen äußeren Rathgeber und zurechtweisenden Freund da, und die Stimme des inneren Rathgebers ward übertäubt, als in ihm die Stimme der Leidenschaften erwachte, in deren Netze ich ihn, bei unserem Wiedersehen, verstrickt fand. Der erste Fall, den er von der steilen Höhe, auf welcher er in seiner inneren Sicherheit sich befand, hinab nach der Tiefe that, war der, daß er sich einer unglücklichen Neigung zu einem Weibe hingab, das seiner in jeder Hinsicht unwürdig war, dabei aber die Kunst in hohem Grade besaß, etwas ganz Anderes zu scheinen, als sie war. Zwar kam der arme Verführte nach einiger Zeit so weit zur Besinnung, daß er die bösen Bande, die ihn gefangen hielten, zerriß, aber der Verlust an Geld, die Verunglimpfung seines guten Namens, welche er bei dieser Gelegenheit erlitten, waren nicht der bedeutendste Nachtheil, den ihm sein Fehltritt gebracht hatte; der bedauernswürdige Jüngling war in eine Selbsttäuschung gerathen, in welcher er Alles, was geschehen war, nur der fremden, nicht der eigenen Schuld zuschrieb, und deshalb seinen Fall sich keinesweges zur Warnung dienen ließ. Er gestattete sich seitdem Freiheiten und allerhand sinnliche Zerstreuungen, welche ihm in seiner besseren Zeit als höchst nichtswürdig und verächtlich würden erschienen sein. Der sonst so mäßige junge Mann war nun ein Freund des Weines uud toller Trinkgelage geworden; er, der sonst keine Karte in die Hand genommen, konnte jetzt halbe Nächte hindurch mit seinen Trinkgenossen am Spieltische sitzen und mit leidenschaftlicher Hitze dem wechselnden Glücke der Karten oder Würfel nachjagen.

Anfangs schien sich mein Freund dieser herrschenden

Neigungen vor mir zu schämen. Er ließ es sich gefallen, einen großen Theil seiner freien Stunden mit mir auf alte Weise zuzubringen, beim Lesen guter Bücher und in Unterhaltungen, welche zu unserer beiderseitigen Bildung und Besserung dienen konnten. Aber ich bemerkte bald, wie sehr er sich dabei Gewalt anthun mußte, wie stark es ihn zu seinen alten Gewohnheiten hinzog, und in jener falschen Partheilichkeit, welche an dem Freunde Alles zu entschuldigen und gut zu finden sucht, ließ ich mir auch die Gründe gefallen, wodurch er mir es als nöthig darstellte, daß wir Beide nicht die Sonderlinge spielen dürften, sondern uns in den hiesigen Ton fügen und zuweilen Gesellschaften besuchen müßten. Ohne sich dessen bewußt zu sein, wurde er mir zum Verführer, nach einer Richtung hin, die mir bisher ganz fremd gewesen. Er kannte meine Lieblingsneigungen, unter Anderem wußte er, daß ich ein großer Freund von Musik und Gesang sei. Wenn ich dann am Nachmittag, ermüdet von meinen vielen Geschäften, herabgestimmt von dem Anblicke des menschlichen Elendes, der dem Arzte am Krankenbette begegnet, nicht ungern der Einladung meines Freundes folgte und mit ihm an einen Ort der gesellschaftlichen Vergnügungen ging, da erwarteten mich gewöhnlich irgend ein anmuthiger Gesang und liebliche Musik. Wer die Ungarn kennt, der weiß es, wie häufig unter ihnen die Anlagen zur Ton- und Dicht-Kunst sind, und welche Gaben des Gesanges namentlich den Bewohnern der südlicheren Gegenden des Landes inwohnen. Selbst die herumstreifenden Horden der Zigeuner nehmen an diesen Vorzügen Theil, und ergötzen die Gesellschaften öfters, neben anderen Künsten, auch mit jener des Gesanges. Ich konnte da Stunden lang zuhören, und wenn mich nun die spätere Stunde des Abends und meine Ermüdung an

das Heimgehen ermahnten und ich Joseph mit mir nehmen wollte, da sagte dieser freundlich: gehe nur immer voraus, Brüderchen, Du mußt morgen bald wieder am Geschäfte sein, ich aber will noch ein wenig bleiben, weil mir's zum Schlafengehen noch zu frühe ist. So leidlich stand es mit mir noch in den ersten Monaten meines Aufenthaltes in Semlin. Wie mußte ich aber so bald an mir die Wahrheit des Spruches erfahren: wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle.

Ich gestehe es mit Erröthen: nach etwa einem halben Jahre war ich an diese Lebensweise so gewöhnt, daß sie mir nicht blos erlaubt, sondern sogar anständig vorkam. Ohne meinen Freund meinte ich nun einmal nicht mehr leben zu können noch zu dürfen. Sobald meine Geschäfte mir es erlaubten, eilte ich, ihn aufzusuchen, und wenn ich nur in seiner Nähe sein, ihn sehen und von Zeit zu Zeit ein Wort mit ihm sprechen konnte, da war ich schon zufrieden und vergnügt, mochte der Ort unseres Zusammenseins ein einsames Zimmer, oder ein Gesellschaftssaal sein. Allmählig ward auch mein feiner, besserer Geschmack für den Geist und Ton der Unterhaltungen gelähmt. Kein Neophytos, das wußte ich ja, war nun einmal nicht unter diesen Trinkgenossen, so war ich schon sehr zufrieden, wenn ich mich mit einem der Tischnachbarn, während mein Freund am Spieltische schwitzte, über Pferdezucht und Landwirthschaft unterhalten konnte. Kam doch auch von Zeit zu Zeit der alte, wahrhaft ehrenwerthe Hauptmann in unsere Gesellschaft, welcher am 22. Juli 1739 in der für die österreichische Armee so verderblichen Schlacht von Arozka mitgekämpft hatte, und so oft ich auch seinen Bericht über die unglücklich gewählten Anstalten des commandirenden Feldherrn und über den verzweifelten Kampf der Ungarn

und Deutschen schon hörte, vernahm ich ihn dennoch jedesmal mit neuem Interesse.

Die ersten Schritte zu einer Abweichung von meiner bisherigen geistigen wie leiblichen Lebensordnung waren geschehen; ich kam fast niemals mehr dazu, ein Buch in die Hand zu nehmen, und noch weniger zu lesen; selbst meine ärztlichen Tagebücher führte ich nur sehr flüchtig und unvollständig. Die anderen Schritte folgten jenen ersten leichter nach.

Mehrmals hatte mein Freund mich bereden wollen, am Spiele, das er leidenschaftlich liebte, Theil zu nehmen, ohne daß er mich dazu bewegen konnte. Seinen Gründen, daß nichts so geeignet sein würde, mir die oft so drückenden Sorgen meines Standes zu zerstreuen, als ein harmloses Spiel, welches ja besser sei als die gewöhnlichen, alltäglichen Geschwätze, in denen meist so viel Böses vorkäme, setzte ich andere, obwohl nicht sehr tiefgehende, entgegen, namentlich auch die, daß ich nach meinem Geschäfte des Ausruhens bedürfe, daß mich aber die Aufmerksamkeit, die das Spiel für Einen erfordere, der es erst erlernen müsse, mehr aufregen als leiblich beruhigen werde. Indeß hatte ich mich, wenn es gerade an besserer Unterhaltung fehlte, aus Langeweile und in dem Verlangen, nahe bei meinem Freunde zu sein, öfters neben seinen Stuhl hingesetzt und dem Spiele zugesehen.

Wie ansteckend kann doch jede Leidenschaft, namentlich dann, wenn sie uns aus der Seele eines Menschen entgegentritt, der unserem Herzen sehr nahe steht, auf unsere so leicht erregbare Natur wirken. Allmählig gewann ich Interesse an der müßigen Geschäftigkeit des Spieles, zuletzt selbst Neigung dazu, und auch unaufgefordert setzte ich mich mit zu diesen Tischen hin, an denen der Mensch

nie gewinnt, sondern immer nur verliert, und zwar das Edelste, was er hat: die Zeit.

Fast mir selber scheint es jetzt unmöglich, und doch war es so: ehe der zweite Winter verging, war ich ein Spieler geworden, und zwar ein viel leidenschaftlicherer, als mein Freund. Jetzt geschah es öfters, daß Er mich, wie vormals ich es ihm gethan, daran erinnern mußte, daß es Zeit sei, nach Hause zur Ruhe zu gehen, und daß ich nur mit Mühe zum Aufstehen vom Spieltische mich entschließen konnte, obgleich ich an ihm schon länger als die halbe Nacht angekettet gesessen hatte.

O welch' elendes Leben ist das eines leidenschaftlichen Spielers! In dem Herzen eines solchen Menschen findet der Friede von oben keine Stätte mehr, statt seiner toben in ihm die Unruhe und Sorge; das Trachten nach Dem, was wahrhaft, was gut, was bleibend ist, kann da nicht mehr aufkommen vor der Gier nach schnödem, unrechtem Gewinne; das erhitzte Gehirn ist keines besseren Gedankens, das verödete Herz keines edleren Gefühles mehr fähig. Die Herrschaft des guten, gottgefälligen Willens ist vernichtet, der Mensch ist durch die eine böse Leidenschaft auch in die Gewalt all' der anderen, er ist in die Knechtschaft der Sünde gerathen.

Mein Freund hatte anfangs meine Theilnahme an seinen Lieblingsunterhaltungen mit Vergnügen bemerkt, als er mich aber so ganz aus meinem früheren Geleise heraustreten und zu einem fast wahnsinnig leidenschaftlichen Spieler werden sah, da kam er zu einem ernsteren Nachdenken über uns Beide. Es that seinem, noch nicht erstorbenen, edleren Gefühle wehe, daß der Freund, an welchem er sich bisher noch immer geistig aufgerichtet hatte, jetzt tiefer gesunken sei als er selber. Ihm, der

an alle Dem, was mich betraf, so herzlichen Antheil nahm, konnte es auch nicht gleichgültig sein, daß ich mir durch meine Spielsucht an jener öffentlichen Achtung, an jenem Vertrauen schadete, dessen ein Arzt so nothwendig für seine Wirksamkeit bedarf. Ueberdies war ich ihm, in meiner jetzigen tiefen Verirrung, ein Spiegel, worin er sich selbst und seine Verirrungen besser erkannte, denn jemals. Mehrmals sprach er gegen mich davon, wie eckelhaft doch eigentlich die Spielsucht sei, und äußerte den guten Vorsatz, sich mehr und mehr aus jenen Gesellschaften zurückzuziehen, die ihn zu seinem Laster anreizten, auch hielt er wirklich zuweilen Tage, ja Wochen lang, seinen Vorsatz. Ich aber, anstatt ihn auf solchem guten Wege zu begleiten und zu bestärken, blieb nicht bloß taub gegen seine gutgemeinten Winke, sondern ging jetzt auch ohne ihn meinen bösen Vergnügungen nach.

Das kann doch niemals eine rechte, dauernde Freundschaft sein und keine wahre Liebe, die nicht auf die Liebe zu Dem gegründet ist, was allein gut und wahr ist. Die Worte meines Freundes, in denen er auf die Versäumnisse hindeutete, deren ich mich in meinem Berufe schuldig machte, hatten mich beleidigt, ich war bitter gegen ihn geworden, hatte ihm die Vorwürfe, die er mir machte, in übertreibendem Maaße zurückgegeben. Dies hatte eine Erkaltung zwischen uns herbeigeführt, schon seit etlichen Wochen hatten wir uns nur selten gesehen. Daß er jetzt gar nicht mehr in unsere gewöhnlichen Gesellschaften kam, schrieb ich dem Besuche zu, den er von einem seiner Anverwandten hatte. Eines Abends saß ich auch schon wieder am Spieltische, da kam ein Bote, der mich eilig an das Krankenbett meines Freundes rief; dieser war bei einem Spazierritte, den er mit seinem Verwandten gemacht hatte, mit dem Pferde

gestürzt und hatte sich eine starke Verletzung der Brust zugezogen.

Ich war heftig von dieser Nachricht bewegt; das ganze Feuer der alten Liebe flammte wieder auf. Den Kranken fand ich in bedenklicher Lage. Er hatte so eben einen heftigen Blutsturz überstanden und lag nun ohnmächtig auf dem Bette. Ich traf sogleich alle die Veranstaltungen, welche meine Kunst für solche Fälle vorschreibt. Der Kranke schlug seine Augen auf, er sah mich bei seinem Lager sitzen; meine Blicke und Mienen bezeugten ihm die tiefe, innige Bewegung, mit welcher mich sein Zustand erfüllte. Er reichte mir seine Hand und drückte die meinige sanft. Die ganze Nacht hindurch wachte ich bei ihm, am anderen Tage besorgte ich so schnell als möglich meine Geschäfte, und blieb dann abermals unausgesetzt bei meinem theueren Kranken so wie für ihn thätig. Ich hatte äußerst wenig Hoffnung für sein Leben; sein naher Verlust schien mir fast gewiß. Der Blutsturz, dies ging aus vielen Anzeichen hervor, schien nahe daran, sich zu wiederholen, und mit ihm konnte das Ende plötzlich eintreten. Der Kranke lag theils in ohnmächtigem Hinbrüten, theils aber wachte er, allem Anscheine nach, bei vollem Bewußtsein. In diesem letzteren Zustande versuchte er mehrmals mit mir zu reden, ich bat ihn, sich zu schonen, doch vernahm ich von ihm einzelne Worte; die Worte: es reuet mich; es ist mir leid um Dich. Er machte mit den Händen die Bewegung wie ein Kind, das um etwas bittet; ich fragte ihn, ob er die Tröstungen der Religion begehre; er nickte ein Ja. Die Erfüllung seiner Bitte machte ihn sehr ruhig, er lag jetzt mit freudigem Angesichte da. Nach einiger Zeit sah er mich mit einem seelenvollen Blicke an, aus welchem in-

nige Liebe sprach, er machte abermals mit den Händen die Bewegung eines bittenden Kindes. Ich fragte ihn Verschiedenes, um seinen Wunsch zu erforschen. Was ich sprach, hatte seine Bitte nicht errathen; er deutete mit aufgehobener Hand nach mir hin. Endlich errieth ich, was er wollte. „Du willst, daß ich Dir verspreche, mein Leben zu bessern und alle Dem zu entsagen, was mich von meinem Gott, ja was mich auch von Deiner Liebe, mein treuer, theuerer Freund, scheidet?" Er nickte mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Freude ein Ja, und ich, tief erschüttert, warf mich vor seinem Bette nieder, ich gelobte da Gott und meinem sterbenden Freunde ernstliche Besserung, ich gelobte, daß von nun an mein ganzes Leben nur Gott und dem Dienste des Nächsten gewidmet sein sollten.

Es war die ernsteste Stunde meines Lebens. Mein ganzes Herz, meine ganze Seele waren bei diesem Versprechen; ich fühlte es, daß ich viel lieber sterben, als jemals wieder in die Sünden fallen möchte, womit ich in der letzten, übel angewendeten Zeit meines Lebens Gottes Angesicht betrübt hatte. Es war eine Stunde der höheren Weihe, eine Weihe für die selige Ewigkeit. Mein Freund, welchem, wie dies bei Sterbenden öfters geschieht, der innere Blick geöffneter war, empfand dieses; er legte segnend seine Hand auf mein Haupt.

Ich setzte mich wieder zu ihm hin. Seine Hand war in die meinige gelegt, unsere Blicke sprachen mehr, als der Mund zu sprechen vermöchte; ein neuer, höherer Bund der Freundschaft, nicht für das arme, vergängliche Diesseits, sondern für ein Leben der Ewigkeit, ward zwischen uns geschlossen; wir feierten Beide, im Vorgefühle der künftigen Freuden eines solchen Bundes, einige selige

Augenblicke. Wie nichtig, wie eckelhaft kamen mir die elenden Vergnügungen vor, denen ich in der letzten Zeit nachgegangen war, und wie mochten sie erst meinem Freunde im Angesicht der nahenden Ewigkeit erscheinen. Doch in seinen Mienen sprach sich nur der Gedanke des Friedens aus: „mir ist vergeben, ich weiß, an Wen ich glaube."

Noch einmal schlummerte der Kranke auf kurze Zeit ein, er erwachte so gestärkt, daß er sich, ehe ich's hindern konnte, ein wenig vom Lager erhob und mit lauter, vernehmlicher Stimme die Worte sprach: „mein Stephan, vergib' mir, daß ich Dich zum Bösen verführt habe; kehre um zu Deinem Gott, und laß uns nun getreu bleiben bis zum Tode."

Er versiegelte die letzten Worte mit der That; seine leibliche Bekräftigung war nur das letzte Aufflammen der Lebenskräfte gewesen; der Blutsturz wiederholte sich, in wenigen Minuten athmete er nicht mehr.

Es war Mitternacht; ich eilte hinaus in die stille Einsamkeit eines nahe gelegenen Gartens. Der Vollmond leuchtete hell durch die Bäume herein, deren Zweige ein milder Windhauch bewegte; auf dem Thale herauf ließ sich das Rauschen des vorüberfließenden Stromes vernehmen. Ich fühlte mich wie neugeboren; ich war, das wußte ich gewiß, nicht mehr derselbe, der ich gestern und ehegestern gewesen, ich war durch Gottes Kraft ein Anderer geworden. Gerne wäre auch ich, in diesem Augenblicke da gewesen, wo nun mein Freund war, aus all' dem Elende und Verderben der Welt hinaus; doch sah ich muthig auch den Kämpfen entgegen, die etwa meiner noch auf Erden warteten. Ich vertraute für die Zukunft auf das Nahesein und den Beistand einer höheren Kraft als die meinige war, und mein Vertrauen wurde

nicht zu Schanden, ich bin dem Bunde getreu geblieben, den ich am Sterbebette meines liebsten Freundes mit meinem Gott geschlossen hatte.

Mein damaliger Aufenthaltsort kam mir seit dem Tode meines Freundes ganz verödet und einsam vor, doch blieb ich noch ein Jahr in Peterwardein und machte durch meinen ernsten Wandel manches Aergerniß wieder gut, das ich den Besseren durch meine Verirrungen gegeben hatte. Freilich mußte ich mir auch den Spott und manche gehässige Reden meiner gewesenen Trink- und Spielgenossen gefallen lassen, doch ertrug ich dies mit großer Ruhe und Gleichgültigkeit.

Mein Regiment wurde, fast ein Jahr nach dem Tode meines Freundes, in eine andere, größere Stadt des Landes versetzt; diese Veränderung gereichte im Aeußeren wie im Inneren zu meinem wahren Glücke. Ich fand nicht nur einen ungleich bedeutenderen Wirkungskreis für meinen ärztlichen Beruf, und eine sehr erfreuliche Anerkennung von meinen neuen Mitbürgern, sondern ich gewann die Freundschaft mehrerer edler Menschen, deren Umgang mich im Guten förderte. Ja ich fand noch mehr, ich fand hier eine treue Seele, die mir den Verlust meines theueren Freundes ersetzte: eine Gemahlin, welche nicht allein die Lust meiner Augen, sondern die meines Herzens, ja meiner Seele bessere Seele war. Unser Zusammenleben war ein gemeinsamer Gang und Wettlauf nach dem ewigen Kleinod, welches der Preis aller Mühen und Selbstverläugnungen des Christenlebens ist. Sie, meine theuere Maria, hatte nicht weit zu diesem Ziele; nur sechs Jahre lang ward sie mir auf Erden geschenkt. Ich hatte gelernt Das gut zu heißen, was mein Gott an mir that; auch unter Thränen des Schmerzens pries

ich Seinen heiligen Namen und Seine Güte an den Menschenkindern.

Von nun an war mein Leben noch stiller, mein Wandel noch ernster als vorhin; ich gedachte bei Allem des Endes, und zu diesem suchte ich mich mit jedem Worte, mit jeder That geschickter zu machen.

Ueber meinen Verwandten hatte ich durch Vermittlung meiner Freunde fortwährend Erkundigungen eingezogen. Mein Vetter Andreas Ahndorp hatte sich mit einer Frau vermählt, zu welcher ihn nichts konnte hingezogen haben als ihr vieles Geld, denn sie war sehr häßlich, und daß keine schöne Seele in diesem entstellten Leibe wohne, dies bewies sie durch ihr sehr böses Benehmen gegen ihre Schwiegermutter, bei welchem leider ihr Mann nicht ihr entgegen, sondern meist in einem Sinne mit ihr verfuhr. Meine arme Tante hatte deshalb in ihren letzten Lebenstagen einen sehr harten Stand, der ihr, wie ich dies hoffen darf, zu ihrer Läuterung gedient haben wird. Nach dem Tode seiner Mutter erfuhr Andreas dieselben Widerwärtigkeiten von der eigenen Frau, welche vorher die Mutter erfahren hatte. Zu diesem innersten Ungemach des Hauses kam noch vieles Andere. Durch seine Verschwendungen und vielen Unordnungen in der Führung des Geschäftes war er schon vor seiner Verheirathung in große Schulden gerathen, welche er durch das Vermögen der Frau hatte zu decken gehofft. Diese aber, in Einverständniß mit ihrem Oheim, welcher ihr Vermögen großentheils in seinen Händen hatte, war weit entfernt, zur Rettung der Ehre ihres Mannes auch nur ein kleines Capital zu opfern. Der Segen, der einst in unserem Hause gewaltet hatte, war längst dahin, es kam zu einem schmählichen Bankerut; mir that es wehe,

daß der Mirbel'sche Name, der noch immer an der Handlung haftete, durch fremde Schuld beschimpft war, und hätte ich die Lage der Dinge eher erfahren, ich würde das Aeußerste aufgeboten haben, um den Fall des Hauses zu verhüten.

Mein Vetter überlebte seine öffentliche Schmach noch einige Jahre. Seine Frau hatte ihm zwar einen Sohn geboren, aber sie wohnte nicht mehr bei ihrem Manne, sondern hielt sich mit ihrem Kinde in einem benachbarten Marktflecken auf, der ihr Geburtsort war. Er selber, in einem kleinen Dachstübchen wohnend, hätte oft an dem Nöthigsten Mangel leiden müssen, wenn nicht ein Freund, der damals in P. wohnte und dem ich hierzu Auftrag gab, ihm Unterstützungen hätte zufließen lassen, deren eigentlichen Geber er nie erfuhr. Er hat noch viel leiden müssen vor seinem Ende, denn er starb an einer sehr schmerzhaften Krankheit, wobei sein ganzer Körper voller Beulen und Wunden war. Aber diese Leiden und Schmerzen haben ihn innerlich sehr mürbe gemacht; sein vormaliger Hochmuth war ganz gebrochen, er dachte mit Reue an jene Ausschweifungen zurück, durch die er sich seine Armuth und sein Elend zugezogen hatte. Auch Das, was er in seiner irre geleiteten Jugend an mir gethan hatte, scheint er bereut zu haben; unter Anderem schrieb mir mein Freund, daß Ahndorp einige Wochen vor seinem Tode zu dem Geistlichen, der ihn besuchte, gesagt habe: „Sehen Sie mein Elend; wie ich voller Beulen und Schwären und ganz entstellt bin, und doch hat mir Gott mitleidige Herzen erweckt, die meines Jammers, obgleich es ein selbstverschuldeter ist, nicht spotten, sondern mir noch Freundlichkeit und Güte erweisen. Ich aber hatte in meiner Kindheit einen Vetter, der damals ein eben so

elendes, jammervolles Kind war, als ich jetzt ein jammervoller Mann bin, gegen diesen war ich nicht mitleidig und freundlich, sondern habe ihn auf alle Weise verhöhnt und gemißhandelt, und bin hierdurch zu einem Bösewicht geworden, der erst jetzt die schweren Sünden seiner Jugend erkennt und büßt."

Vor seinem Ende gelang es ihm auch noch, seine Frau mit sich auszusöhnen, und bei dieser Gelegenheit sah er seinen kleinen Sohn noch einmal. Dieses Kind hätte ich nach dem Tode seines Vaters gerne zu mir genommen und es nach Verstand und Kräften gut erzogen, ich gab mir auch viele Mühe darum, es zu erhalten, aber seine Mutter und ihr Oheim wollten es mir nicht lassen. Gott hat auf andere Weise gesorgt; der Knabe ist nach dem Tode seiner nächsten Verwandten zu einem ganz vortrefflichen Manne, einem äußerlich verarmten, an Gaben des Herzens aber gar reichen Landedelmanne gekommen, der ihm eine sehr gute Erziehung gegeben und das Glück gehabt hat, daß seine Mühe an diesem fremden Kinde gesegnet war. Als ich dieses hörte, wollte ich das Werk, welches so gute Früchte trug, nicht stören; ich besuchte auf einer späteren Durchreise durch P. den wackeren Mann, der sich des verwaisten Knaben so treulich angenommen hat, und sah bei dieser Gelegenheit auch meinen jungen Verwandten, an dessen gutem Gedeihen ich mich nur freuen konnte. Dies ist nun eben derselbe, der jetzt hier in unserer Nähe verweilt. Er muß ein Mann von nahe funfzig Jahren sein. Ich habe ihn, so oft ich mich nach ihm erkundigte, immer nur loben hören, und obgleich auf seinen äußerlichen Unternehmungen kein Segen geruht hat, denn er ist durch allerhand verunglückte Unternehmungen fast um sein gan-

zes mütterliches Vermögen gekommen, so war doch sein inneres Leben desto gesegneter, und ich freue mich darauf, ihn noch vor meinem Ende sehen zu dürfen. Nach dem lieben Ungarn, in welchem ich unter manchem Leid so viel Liebes und Gutes erfahren, hätte ich doch schwerlich noch einmal kommen können, da wird mir Der, dem mein Besuch doch zunächst gegolten hätte, ohne mein Zuthun hierher gesendet, in das Land, in welchem ich nun seit länger als vierzig Jahren wohne und wirthschafte.

Ja, vierzig Jahre sind es im vorigen Frühling gewesen, daß ich hierher nach Böhmen zog und mich ankaufte. Und dies ging so zu. Ich befand mich zwar als Militärarzt äußerlich sehr wohl, aber in mancher Hinsicht fand ich mich doch durch diese Lage auch gehemmt und gebunden. Am Sterbebette meines Freundes hatte ich, wie ich Euch erzählte, meinem Gott gelobt, daß ich all' meine Kräfte, all' mein Vermögen zu seinem Preise und zum Nutzen und Besten meiner Brüder anwenden wolle, und diesen Vorsatz hatte ich noch inniger und ernstlicher bei dem Tode meiner theueren Marie erneut. Nun fand ich zwar auch als Militärarzt recht viele Gelegenheit, den Kranken und Nothleidenden zu dienen, aber ich konnte mir es zugleich nicht verläugnen, daß ich mit meinem ziemlich ansehnlichen Vermögen und den übrigen Gaben, die mir Gott verliehen hatte, unter anderen, freieren Verhältnissen noch mehr thun könne. Mir schwebte öfters die überaus gesegnete Wirksamkeit meines theueren Lehrmeisters Neophytos vor Augen, und ich träumte mich gern hinein in ein solch' wohlthätig väterliches Verhältniß zu einem armen, verlassenen Volke. Um ein solches zu erreichen, brauchte ich übrigens nicht nach Serbien zu gehen,

sondern konnte mir die Gelegenheit dazu in den vaterländischen Gegenden selber suchen.

Damals las und hörte man von einer großen Noth und Theuerung, welche in Mähren und Böhmen herrschten. Das letztere Land schien mir, nach eingezogenen Erkundigungen, am meisten geeignet, um daselbst eine Niederlassung in jener Art zu begründen, in welcher ich mir sie immer vorstellte und in Gedanken ausmalte. Ich suchte meinen Abschied und erhielt ihn, nahm einen Theil meiner Capitalien zu mir und zog hierher, wo, wie Ihr wißt, mein Leben und Wirken durch Gottes Segen nicht ohne Früchte geblieben ist.

Wenn man ein solch' hohes, über das gewöhnliche Ziel hinausgehendes Alter erreicht, wie Gott mir geschenkt hat, da sieht man sich zuletzt von den meisten Leuten, die man in der Jugend kannte, verlassen und verwaist. Der alte Soldat, der fast 20 Jahre in meinem Dienste war, ist schon längst gestorben, eben so ist meine gute, alte Schwiegermutter, die mich wie einen eigenen Sohn liebte und mich aus Ungarn hierher begleitete, mir schon längst in die Ewigkeit vorangegangen, und wenn ich jetzt wieder einmal nach Ungarn käme, würde ich allenthalben, wo ich sonst liebe Freunde und Bekannte hatte, nur fremde Gesichter finden. Am meisten könnte Einen das Gefühl des Einsamstehens anwandeln, wenn man, so wie ich, keine Kinder hat. Indeß dafür ist bei mir gesorgt und vorgebaut. Ich habe gar viele liebe Kinder, die Gott mir geschenkt hat, am meisten Euch, meine lieben Hausgenossen und Pflegbefohlenen.

Von meiner seligen Mutter her leben gar keine mir bekannten Erben und Verwandten mehr, auch in Ungarn

habe ich nur noch diesen Conrad Ahndorp; so sollst denn Du, mein Pflegesohn, mein Landgut und noch Mancherlei dazu haben; es wird Dir aber gewiß nicht zuwider sein, wenn ich meinen Blutsverwandten nun auch zu Deinem Miterben mache. Du hast aus meiner Lebensgeschichte vernehmen können, daß mich hierbei keine Partheilichkeit, keine vorgefaßte Zuneigung leitet; ich darf mich im Gegentheil auf Dein eigenes Gefühl berufen, das wird Dir bezeugen, daß Du mir näher stehest und ich Dich lieber habe als irgend einen jetzt auf Erden lebenden Menschen: auch hat Dir wohl unser Zusammenleben, so wie meine Geschichte gelehrt, daß unser Reichthum nicht Geld und Gut, sondern Gottes Segen; daß unser größter Schatz ein gutes Gewissen und der innere Frieden sei. —

Der Pflegesohn und seine Frau drückten dem Greise mit dankbarer Rührung seine Hände. „Vater,“ sagten sie, „was wären und hätten wir ohne Euch, wir blieben Euch für die Ewigkeit verbunden, und wenn wir auch gar nichts von den äußeren Gütern des Hauses erbten; nähmen wir doch die besseren Güter mit uns, die niemals verderben oder vergehen.“

Am anderen Tage ließ Herr Mirbel den Conrad Ahndorp durch seinen Pflegesohn zu sich zum Mittagessen einladen. „Es werden zwei Gäste kommen statt einem,“ sagte der Pflegesohn bei seiner Nachhausekunft, „denn Herr Ahndorp hat, was wir Alle nicht gewußt haben, seinen Sohn, einen wacker aussehenden, jungen Burschen bei sich.“

Ahndorp kam, sein alter Vetter empfing ihn mit herzlicher Liebe. „Ich hätte Ihnen,“ sagte jener, „viel abzubitten, im Namen meines verstorbenen Vaters; mir ist es bekannt, daß dieser bei der Erbtheilung nach dem Tode Ihres Vaters nicht recht und billig an Ihnen gehandelt

hat, aber ich weiß, Sie tragen deshalb keinen Groll gegen seine Hinterbliebenen. Erst seit zwei Jahren erfuhr ich, daß Sie noch leben, und zugleich so viel Anderes von Ihnen, daß ich mich sehr sehnte, Sie kennen zu lernen, und doch aus sonderbarer Scheu es nicht gewagt habe, Sie zu besuchen, obgleich mich meine Badekur schon seit mehreren Tagen hieher in Ihre Nähe geführt hat."

Die beiden Männer wurden bald so vertraut, als ob sie schon seit vielen Jahren sich gekannt hätten, denn sie waren nicht nur äußerlich, sondern am Herzen sich verwandt. Ahndorp war ein durch viele Leiden geprüfter und geläuterter Mann. Von seinen früheren Gütern besaß er nur noch ein kleines Haus, das nicht frei von Schulden war; von all' seinen Kindern lebte nur noch dieser einzige, zwanzigjährige Sohn, an welchem der Vater allerdings Freude haben durfte. Als ihm der alte Mirbel seine Absicht erklärte, ihn zu einem Haupterben seines Vermögens einzusetzen, wollte er es anfangs nicht für möglich halten, und glaubte mit der Annahme dieser Wohlthat ein Unrecht an den Pflegekindern des edlen Greises zu thun. Indeß fand er sich bald in sein Glück und entschloß sich zugleich, sich mit seinem Sohne in Böhmen niederzulassen. Auch das vermeintliche Unrecht an der Familie der Pflegkinder glich sich auf eine erfreuliche Weise aus, denn nach weniger als einem Jahre ward der Sohn des Conrad Ahndorp der glückliche Gemahl der ältesten Tochter des Mirbel'schen Pflegesohnes. Er selber, der fromme Greis, konnte den Neuvermählten noch seinen Segen geben, starb aber bald hernach in Freud' und Frieden.

Von dem Herrn Verfasser dieser Erzählung sind in gleichem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schubert, Dr. G. H. **von**, die alte Schuld. Eine Erzählung für die reifere Jugend und ihre Freunde. (Aus der zweiten Auflage der „Erzählungen III. Band" besonders abgedruckt). gr. 8. geh. 12 Ngr. oder 48 kr. rhn.

— —, die Schatzgräber. Eine Erzählung. (Aus der neuen Auflage der „Erzählungen III. Band" besonders abgedruckt). gr. 8. geh. 8 Ngr. od. 32 kr. rhn.

Ferner erschienen daselbst:

Schubert, Dr. G. H. von, Erzählungen. 4 Bände. gr. 8. geh. 6 Thlr. 6 Ngr. oder 9 fl. 45 kr. Jeder Band ist auch einzeln zu haben und kostet der I., II. und IV. à 1 Thlr. 18 Ngr. od. 2 fl. 30 kr. rhn., der III. 1 Thlr. 12 Ngr. od. 2 fl. 15 kr. rhn.

Diese Erzählungen schildern zum größeren Theile wirkliche Begebenheiten, deren Ausgang überraschend genug ist, um auch durch die neuere Unterhaltungslektüre verwöhnte Leser zu befriedigen. Am meisten dürften sich von ihnen jedoch solche Leser angezogen finden, welche die Schicksale der Menschen nicht vom blinden Zufalle abhängig machen, sondern gern in dem Gange derselben das Walten einer gütigen Vorsehung wahrnehmen. Sie sind wie geschaffen für das kindliche Gemüth, mag es alt oder jung an Jahren sein und führen uns durch einen feinen Humor über das Treiben und Trachten der gewöhnlichen Menschen hinaus in eine gemüthliche Ruhe und Erhabenheit der Gesinnung, die aber durchaus etwas prosaisch Gesundes und Praktisches behält.

Der Name des würdigen Herrn Verfassers macht jede weitere Empfehlung unnöthig und beschränken wir uns blos auf die Inhaltsangabe der erschienenen 4 Bände, wovon die drei ersten in neuer Auflage erschienen sind.

Inhalt des I. Bandes. Conrad der Erzähler. Die vier Wintergäste. Joseph der Reichthumsucher. Geschichte des Franz von Hochwarten. Geschichte des Martin Reiser. Geschichte des Jakob Werner. Geschichte des Armenfreundes.

Inhalt des II. Bandes. Die Auswanderer. Der Meeresstrom. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Hansel von Dietfurt. Züge aus dem Leben der Morgenländer. Die Türken von ihrer Licht- und Schattenseite.

Inhalt des III. Bandes. Die alte Schuld. Die Schatzgräber. Herr Stephan Mirbel. Kleinere Zugaben. Kalenderhistörchen.

Inhalt des IV. Bandes. Der Selbstpeiniger aus Mißverstand. Erläuternde Zusätze und kleine Erzählungen.

Dieser IV. Band wurde auch unter dem Titel:

Seebilder. Ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung. gr. 8. geh. (Preis 1 Thlr. 18 Ngr. oder 2 fl. 30 kr. rhn.)

ausgegeben.

Der Herr Verfasser gibt in diesem Buche, nach seiner wohlbekannten Weise und Gesinnung, neben der Beschreibung einer gefahrvollen Seefahrt und der Rettung aus einem Schiffbruche an den Bermudas, die Beschreibungen mehrerer jener Lebensläufe merkwürdiger Männer, die auf der Fahrt ihres Lebens mit noch viel mächtigeren feindlichen Elementen als Sturm und Wogen, mit äußerer wie innerer Noth aller Art zu kämpfen hatten, und welche aus diesem Gedränge hinaus den sicheren Hafen ihrer Bestimmung glücklich erreichten. (Unter mehreren anderen seien hier nur erwähnt Züge aus dem Leben von: Walker, Oberlin, Hunter, Molière, Fraunhofer, Herschel, Cervantes, Napier, Harrison, Ferguson, Davy, Castelli, Lichtenberg, Goldsmith, Murray u. s. w.) Gesund anregend, wie diese biographischen Unterhaltungen einer Gesellschaft von Seefahrern und Schiffbrüchigen, mögen auch jene anderen Parthieen des Buches wirken, welche aus der Geschichte der Natur und des allgemeinen Menschenlebens entnommen sind.

Schubert, Dr. G. H. von, kleine Erzählungen für die Jugend. I. u. II. Bändchen. gr. 8. Das Bändchen 24 Ngr. oder 1 fl. 24 kr. rhn.

Des Verfassers bedeutendes Talent in Darstellung und Verarbeitung von oft an sich sehr einfachen Stoffen bekundet sich auch in diesen beiden Sammlungen, welche theils neue, theils schon in Zeitschriften erschienene kleinere Erzählungen (zusammen 36) enthalten. Ernst und würdevoll, wo es gilt, religiöse Wahrheiten zu veranschaulichen, heiter und voll liebenswürdiger Laune in Zeichnung komischer Scenen, weiß der Verfasser stets die Aufmerksamkeit zu fesseln und nachhaltig zu wirken. Die vorliegenden Erzählungen, die mit einem demnächst erscheinenden 3. Bdchn. geschlossen sein werden, verdienen deshalb jeder Schüler-Bibliothek einverleibt zu werden.

— — Mährchen und Erzählungen für das kindliche Alter, als Zugabe zu den kleinen Erzählungen für die Jugend. Neue vermehrte Auflage. gr. 16. geh. 12 Ngr. oder 36 kr. rhn.

„Eine Sammlung von Erzählungen aus dem Gebiete der Phantasie, der Geschichte und der Natur, in der bekannten, gemüthvollen, anziehenden, heiteren und sanften Darstellungsweise des Verfassers, die dem Jugendalter so zusagend ist, gleich geeignet, die Intelligenz und das Gefühl zu entwickeln und Belehrung und Unterhaltung zu gewähren. Der Name des Erzählers genügt, um diesem Buche vor vielen anderen Kinderschriften den Vorzug zu sichern.“ (Illustr. Familienbuch IV. 5.)

Schubert, Dr. G. H. von, Reise nach dem südlichen Frankreich und durch die südlichen Küstengegenden von Piemont nach Italien. **Zweite** Auflage. Zwei Bände. gr. 8. geh. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rhn.

„Das Buch enthält viele geistreiche Bemerkungen über die südfranzösischen und italischen Alterthümer, über moderne Sitten und Einrichtungen, über die Staats- und Religionsverhältnisse der durchwanderten Länder, besonders anziehend aber und beachtenswerth sind die Naturschilderungen, welche mit jugendlichem Feuer und poetischer Kraft entworfen sind: es ist dies übrigens auch die starke Seite des genialen Schriftstellers. Die Darstellung ist belebt und fließend, übersprudelnd oft von fröhlicher Laune und Heiterkeit, wie man dies auch an dem Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten von demselben Verfasser zu rühmen hat." (Schlesische Zeitung 1853 Nr. 38.)

— — Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tyrol und der Lombardei. **Dritte** Auflage, mit der Reise über das Wormser Joch nach Venedig. gr. 8. geh. 1 Thlr. 9 Ngr. oder 2 fl. rhn.

— — Reise in das Morgenland. Drei Bände. Neue Auflage. Mit einer Karte und dem Grundrisse von Jerusalem. gr. 8. geh. 7 Thlr. 21 Ngr. oder 12 fl. 21 kr. rhn.

Der Verfasser des eben genannten Buches hat schon bei anderer Gelegenheit seine Bereitwilligkeit gezeigt, Das zu erzählen, was er auf seinen Wanderungen sah und erfuhr. Die Reise, von welcher er hier berichtet, war reicher an äußeren und inneren Erfahrungen denn jede seiner früheren, darum möge es nicht befremden, wenn er mit der Geschichte derselben drei Bände füllt, von denen der erste die Schilderung der Fahrt auf der Donau und dem schwarzen Meere nach Konstantinopel, von hier nach den Küstengegenden von Kleinasien, Rhodos, Alexandria und Cairo umfaßt, während der zweite, durch seinen Gegenstand interessantere, den Leser nach dem herrschenden Mittelpunkt des alten Aegyptens, dann durch die Wüste zum Sinai und in das Land der Verheißung, der dritte aber vollends durch dieses hindurch bis zurück zum heimathlichen Lande des Hoffens führt. Der Verfasser des Buches hat neben seiner Vorliebe für die Betrachtung der Geschichte der Natur seit Langem auch jene für die Betrachtung des Wesens und der Geschichte der Seele in sich getragen, darum möge man es ihm zu gute halten, wenn er seinen Lesern nicht selten auch von Dem erzählt, was bei den Beschäftigungen des Auges und der anderen äußeren Sinne zugleich die Seele erfuhr und empfand.

☞ Die vorstehend verzeichneten v. Schubert'schen Schriften — mit Ausnahme der Eingangs erwähnten Erzählungen „die alte Schuld" und „die Schatzgräber", der „Reise nach Frankreich" und den „Mährchen" — sind auch